<36606454080015

<36606454080015

Bayer. Staatsbibliothek

0

Th. Sept. 74-1

L 43

Un.² 7825

GUSTAV III.
KÖNIG v. SCHWEDEN.

Gustav III.

König von Schweden.

„Dieß ist nicht das Jahrhundert der Könige!“

Gustav.

R

Erster Theil.

Mit dem Bildnisse des Königs.

Chemnitz,
bei Karl Gottlieb Hofmann
1793.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seinen Gönnern

den

Geraden, Biedern, Deutschen Männern und

Guten Vätern der Stadt Chemnitz

Gabriel Klinckicht

Bürgermeistern

und

Johann George Trefurth

Senatorn und Kauf- und Handels-Herrn

widmet

diesen Gustav

zum Denkmahle seiner Hochachtung und Verehrung

der Verleger

M. Karl Gottlieb Hofmann.

Gustav III.

König von Schweden.

Erste Periode.

Erste Periode.

Gustavs Geburt und Erziehung; oder Geschichte seiner Jugendzeit.

Schwedens arme Größe und seine schwankende Verfassung, die Uneinigkeit der Nation und der unbestimmte Charakter derselben, machten das Wohl dieses Reichs für jeden seiner Beherrscher zu einer schweren Aufgabe, wenn er auf den Thron

kam *). Gemeiniglich zerfiel das System seines Vorwesers mit dem Tode desselben wieder und gieng oft durch den unruhigen Partheigeist in Verwirrung über, daß es also dem Genie, dem Muth oder dem Glük des Nachfolgers überlassen blieb, wie viel das Reich unter seiner Regierung gewinnen oder verlieren und ob es steigen oder sinken würde. Daher liefert uns die Geschichte Schwedens unter den verschiedenen Regierungen seiner Könige die auffallendsten Abwechselungen von Macht und Ohnmacht, von dessen Wachsthum und

*) Dieser kurze Rükblik in Schwedens Geschichte beziehet sich namentlich bis auf den Anfang der Gustavianischen Periode. (1528.)

Verfall. Denn nicht immer erschienen Regenten auf dem Thron, die mit unaufhaltbarer Stärke des Geistes ausgerüstet waren, alle Hindernisse vor sich nieder zu werfen *), oder die Thätigkeit und Patriotismus genug besaßen **), daß sie auf die große Masse von Unordnungen und Staatsmängel mit Nachdruk wirken konnten. Je außerordentlichere Fähigkeiten dazu gehörten, die Macht des Staats zu

*) Friedrich, Landgraf von Hessen Kassel (starb 1751). Ulrike Eleonore, die Schwester Karls XII. (starb 1741).

**) Erich XIV. der Sohn Gustav I. (wurde abgesetzt 1568). Königin Christine, Gustav Adolphs Tochter, (legte die Regierung nieder 1654.)

heben, je grösser der Muth seyn mußte, das königliche Ansehen geltend zu machen, desto mehr zeichnen sich die Könige aus, die eben dadurch berühmt wurden *). Aber auch diese haben einen großen Theil dieses Ruhms dem Glük der Waffen und einem günstigen Erfolg zu verdanken, womit bisweilen ein höheres Schiksal gewisse Zeiten zu beschenken scheint. Da hingegen Andre bey nicht geringern Geistestalenten nicht so glüklich waren, entweder weil ihre Regierungen in fruchtlosen Kriegen **)

*) Gustav Adolph und Karl XI. der Sohn Karl Gustavs (st. 1697).

**) Karl IX. der Vater Gustav Adolphs. Karl Gustav, Herzog von Zweibrüken,

und andern Widerwärtigkeiten verloren giengen oder weil ihnen zu allen vortreflichen Regententugenden die Kraft fehlte, die Gemüther der Tausende zu fesseln und sie zu einem Zwek zu vereinigen. Zwar hatte durch Gustav Wasa *), nachmals Gustav I., das Reich eine Art von Vestigkeit erlangt, indem es durch die Vernich-

der Nachfolger der Königin Christina (st. 1660) Adolph Friedrich, der Vater Gustav III.

*) Gustav Wasa, aus einem alten illüstern schwedischen Geschlecht, ward 1521 zum Reichsvorsteher und 1523 zum König ernannt, und ihm verdankt Schweden den ersten Schritt zu einer festern Staatsform, so wie es Gustav III. den zweiten schuldig ist.

tung der Kalmarischen Union wieder unabhängig und selbstständig wurde; aber darum war es noch lange nicht das, was es seyn konnte. Es hätte eine ununterbrochene Reihe ihm ähnlicher Könige nachfolgen sollen, durch welche sein angefangenes Werk früher zu Stande gekommen wäre. Indessen war es nicht immer ihre Schuld, wenn seine Nachfolger nicht viel weiter in der Verbesserung des Reichs kamen, wozu dieser merkwürdige Retter seines Vaterlandes einen glänzenden Anfang gemacht hatte. Immer kämpften die Könige noch mit dem größten Hinderniß ihrer freien Thätigkeit, das in der fehlerhaften Einrichtung der Vorzeit und in der Eifersucht

des Adels auf ihr Ansehen, sich ihnen entgegensetzte. Die allzuenge Einschränkung der königlichen Macht und die Zertheilung der Regierungsgewalt zwischen dem König, dem Reichsrath und den Ständen ließen das allgemeine Beste zu keinem großen Fortschritt kommen, und es mußten noch drittehalb hundert Jahre verfliessen, ehe ein freier König die Staatsverfassung dauernder und den innern Wohlstand des Landes fester gründen konnte. Dennoch gab es Zeitpunkte, wo das Reich sich ungewöhnlich zu heben schien. Unter Gustav Adolph loderte der schwedische Ruhm zu einer Flamme auf, welche über diese Nation plözlich einen ungemein ho-

hen Glanz verbreitete. Ihre Tapferkeit demüthigte die Entwürfe eines mächtigen Kaiserhauses und ihr Uebergewicht, welches sie dadurch erlangt hatte, vermogte Deutschland einen Frieden wiederzugeben, wodurch dieser große Staatskörper von seinem dreißigjährigen Ruin wieder hergestellt wurde. Wäre Gustav Adolph nicht mitten auf der glüklichen Bahn seinem Reich durch den Todt zu früh entrissen worden; so hätte Schweden durch ihn vielleicht größere Vortheile eingeerndtet, als die vorübergehende Ehre, Schiedsrichter mächtiger Staaten zu seyn. Aber dieser augenblikliche Glanz einer plözlichen Größe verschwand mit dem Geist des kö-

niglichen Helden, der sich nur noch eine Zeitlang in seinem Freund Oxenstierna erhielt. Deswegen wird man geneigt zu wünschen, daß das Leben dieses glorwürdigen Königs auf mehrere Menschenalter hätte ausgedehnt werden können. Schwedens Wachsthum wäre durch seine weisen Verbesserungen schneller gediehen, weil er die Kunst zu regieren eben so gut verstand, als die Kunst zu siegen, und die glüklichere Epoche dieses Reichs hätte sich um ein Jahrhundert früher angefangen. Ueberhaupt waren die vielen Kriege, in die Schweden bald gezwungen bald muthwillig verwikelt wurde, die Ungewitter, welche die bessern Zeiten nicht anbrechen ließen

und meistens fruchtlos oder auch unglüklich abliefen. Wenn auch bisweilen eine Reihe von Siegen ihre Tapferkeit verherrlichte, wenn auch ein König, wie Karl Gustav, durch Kriegsglük und seine kühnen Züge sich und seiner Nation die Bewunderung von ganz Europa erwarb, wenn auch Karl XII. den schwedischen Namen überall furchtbar machte, wo er hinstürmte; so hatte das Reich von dem Allen nicht einmal die gewöhnlichen Früchte des Siegs, Eroberungen; vielmehr wurde es durch Vernachläßigung der innern Angelegenheiten, durch die Erschöpfung seines Vermögens, durch gehäufte Schulden und unaufhörliche Truppenaus-

hebungen, an Geld und Menschen ärmer, als es schon war. Besonders stürzte es der plözliche Glükswechsel Karls XII. in eine Kraftlosigkeit, daß es an den Rand eines gänzlichen Verfalls kam, ohne noch den Verlust der schönsten Provinzen zu rechnen, welche eine Beute der Feinde wurden. Jezt hatte ein Regent dieses Landes mehr Sorgen als jemals; er hatte nicht sowohl ein Reich zu regieren, sondern vielmehr das wieder aufzurichten, über welches er regieren sollte. Die Bevölkerung, die Beförderung der Indüstrie und des Handels, die Verbesserung der Finanzen, die Tilgung der Schulden und die Wiederherstellung des politischen Ver-

hältnisses mit andern Mächten, verlangten auf der einen Seite die größten Anstrengungen der Aufmerksamkeit und Thätigkeit. Auf der andern Seite vergrößerten sich aber auch zugleich die Schwierigkeiten, um jede patriotische Absicht entweder zu erstiken, oder sie doch wenigstens zu schwächen und zu entkräften. Das königliche Ansehen war so tief gesunken, daß der Vater und Vorweser Gustav III. einstmals vor den Ständen öffentlich in eine Art von Klage ausbrach: „Ich weiß nicht, „wie weit ich in meinem eigenen Hause „zu befehlen habe *).“ Der Partheigeist,

*) Adolph Friedrichs Aeußerung an die Reichsstände 1755.

der sich allemal um desto mehr in einem Lande erhebt, wo die Majestät des Königs sinkt oder gesunken ist und die Einwirkungen fremder Kabinetter, die unter Begünstigung der innern Uneinigkeiten offene Wege in die schwedische Regierung hatten, oder sich doch solche durch Geld leicht machen konnten, verwandelten jeden Reichstag, wo das Wohl und der Flor des Landes mit vereinigten Kräften beabsichtigt werden sollte, in einen Tummelplatz der Ränke, des Zwistes und des Ehrgeizes. Die Faktionen feindeten einander selbst eben so sehr an, als sie gemeinschaftlich dem königlichen Ansehen entgegen arbeiteten, und Frankreich und Ruß-

land wetteiferten mit einander, welches von beiden wohl den meisten Einfluß in Schweden durch ihre Unterhandlungen erlangen würde. Es ist daraus leicht zu vermuthen, daß unter diesen stürmischen Unruhen heilsame Landesverbesserungen wo nicht ganz vergessen, doch nicht mit Eifer und nach einem festen System betrieben wurden. Der traurige Zustand der Truppen, der Mangel an Geld und die schlechte Verfassung des ganzen Kriegswesens bewieß, wie sehr es dem Reich an innerer Kraft fehlte und die ohnmächtigen Unternehmungen seiner, ehemals berühmten, Heere in den Kriegen mit Rußland und Preußen, wie schwankend die Regierung seyn müsse,

welche diese Feldzüge anordnete, so wie diese unglüklichen Kriege selbst blutige Opfer waren für den Eigensinn, daß Schweden lieber ein Spiel auswärtiger Politik seyn, als sich von seinen eignen Königen folgsam regieren lassen wollte. So war es denn dahin gekommen, daß dieses Reich entweder seine politische Existenz verlieren, und aus der Reihe von Europens Mächten ausgelassen werden, oder eine Hauptveränderung seiner Regierungsform erleiden mußte. Diese zu bewirken hatte freilich Niemand im Staate ein größeres Recht, als der König selbst, dessen Würde es zu einem Werk des Verdienstes machte; aber eben für diesen war es auch das schwerste

und gefahrvollste Werk. Die Ohnmacht der königlichen Majestät, die Macht des Reichsraths, dessen Glieder so viele Nahrung für ihr Interesse und ihren Ehrgeiz in der bisherigen Regierungsform fanden, die Eifersucht der auswärtigen Mächte und die Gefahr eines Bürgerkriegs, worin ein solches Unternehmen leicht übergehen konnte, machten diesen Schritt äußerst bedenklich. Es gehörte dazu Muth mit Klugheit, Entschluß mit Vorsicht verbunden; Liebe des Vaterlands mußte sich mit edelm Selbstgefühl in einer Seele vereinigen, die nicht mit stürmender Kühnheit alle Schranken durchbrach, aber doch Kraft genug hatte, um sich über Gefahren wegzusetzen. Alles

dieß vereinigte sich in der Person Gustav III., der eben so merkwürdig durch seine Regierung, als durch seinen Todt und eben so berühmt als Held und als Wohlthäter seines Volks geworden ist.

Gustav, des Namens als König der Dritte, wurde d. 24 Jan. 1746 in Stokholm gebohren, da sein Herr Vater noch Kronprinz war. Man empfieng seine Geburt mit der Freude, die in jedem Lande gewöhnlich ist, wenn ein Prinz des regierenden Hauses das Licht der Welt erblikt. Es ist eine Art von allgemeinem Patriotismus, daß jedes Volk die Prinzen seines Regenten für ausserordentliche Geschenke des

Himmels aufnimmt. Allein bei diesem Prinzen vereinigten sich noch mehrere Ursachen die Fröhlichkeit der Nation anzufachen. Schon der Name Gustav, der ihm in der Taufe beygelegt wurde, erinnerte Schweden an seine großen Könige Gustav I. und Gustav Adolph und war eine günstige Vorbedeutung, daß das berühmte gustavianische Geschlecht in ihm wieder aufleben würde. Zu dieser Erwartung war man auch gewissermaassen berechtigt, weil Gustav III. selbst ein Sprößling desselben war. Denn ob er gleich zunächst aus dem herzoglichen Hause Holstein abstammte, so leitete sich doch seine Linie ursprünglich von Gustav I.

her *), indem er König Karl IX. von Schweden, den jüngsten Sohn Gustav I. unter seinen Ahnen zählte **). Zwar hatte sich die königliche Linie des gustavianischen Hauses mit Gustav Adolph und seiner Königin Tochter Christina lange geendigt; aber ein Zweig davon verbreitete sich durch Vermählungen über das Herzogliche Holsteinische Haus und so pflanzte sich die Nachkommenschaft Gustav I. wenigstens zum Theil noch in Holstein fort und kam

*) Die schwedische Krone ward für die Nachkommen Gustav I. 1540 und 1544 für erblich erklärt.

**) König Karl IX. war nemlich seines Urgroßvaters Großmutter Vater.

mit Adolph Friedrich und Gustav III. wieder auf den schwedischen Thron. Dieß königliche Geschlecht schien sich gleichsam nur deswegen eine Zeitlang verlohren zu haben, um mit Gustav III. desto glänzender wieder hervorzutreten. Freilich konnte man von diesem Prinzen in der Wiege noch nicht voraussehn, welche große Epoche er in Schwedens Geschichte einst machen würde. Jezt empfahl er sich bloß durch sein Dasein und schon dieses war, ohne auf alle die Hofnungen, Ahndungen und Vorausdeutungen zu rechnen, die man sich von ihm machte, schon an sich selbst ein wichtiges Glük für das Reich. Denn durch diesen neuge-

bohrnen Prinzen wurde die Krone für eine Familie wieder erblich, welche in Schweden nun einheimisch zu werden anfieng und das Reich hörte auf ein unruhiges Wahlreich zu seyn. Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet mußte ein Erbprinz dem Reich eine äußerst willkommne Erscheinung seyn. Lange hatte es fremde Fürsten auf seinem Thron gesehen, lange hatte es keine eigne königliche Familie gehabt, und nun schien sich doch ein innländisches Regentenhaus zu bilden und einheimische Prinzen Thronerben zu werden. Man war nun bei künftiger Thronerledigung der Sorge einer neuen Wahl überhoben und durfte nicht fürchten sobald wieder in die Ge-

fahr zu kommen, die grössten Demüthigungen der Reichsfreiheit zu erleiden. Schweden nemlich hat nach der Erbordnung Gustav I. von 1540 die Verfassung erhalten, daß es eine erbliche königliche Familie duldet und nur alsdann seine Regenten wählt, wenn die Nachkommenschaft des Königs in gerader Linie aufhört. Mehrmals war das Reich schon in diesem Fall gewesen, daß die Stände desselben ihr Wahlrecht ausüben mußten; aber noch nie hatte es dabei ein so trauriges Schiksal gehabt wie bei der lezten Wahl. Es war daher nicht blos patriotische Freude, mit der man Gustavs Geburt empfieng; sondern selbst das Wohl des Reichs verlangte

es, daß die Krone durch einen Erbprinzen gesichert würde. Es war sogar die erste Bedingung zum Wiederaufkommen des Staats, daß die königliche Würde in einer Familie wieder erblich werden mußte. Denn so wie bei allen Wahlhandlungen, Zwietracht, geheime Bewegungen, und Leidenschaften ihr Spiel haben; so war auch eine Königswahl in Schweden um desto unruhiger, je mehr Partheien hier herrschten und je zuverläßiger sich auswärtige Mächte darein mischten. Dieß sahe König Friedrich voraus, unter dessen Regierung Gustav gebohren wurde. Mitten in den Unruhen des Finnischen Kriegs faßte er den Entschluß noch vor seinem Tode sich einen Thronfol-

ger bestimmen zu lassen, weil er selbst ohne Erben die Regierung einst verlassen mußte. Denn es war vorauszusehn, daß das Reich in eine unendliche und stürmische Verwirrung fallen würde, wenn es bei seinem Todt noch nicht gewiß wäre, wer ihm folgen sollte. Er konnte vermuthen, daß sich die Stände bei der Wahl in Partheien zertheilen würden und daß diese Partheien ohne Oberhaupt nur um desto uneiniger und feindseliger gegen einander verfahren würden. Ueberdieß war er auch schon Zeuge von den Gräueln innerlicher Zwietracht während seiner Reichsverwaltung gewesen und dadurch nachdrüklich bewogen worden, das Reich so viel als

möglich vor jeder ähnlichen Zerrüttung zu bewahren. Aus diesen Gründen mußte der edelmüthige König wünschen den gefährlichen Punkt der Thronfolge noch bei seinen Lebzeiten zu berichtigen, um die Unordnungen dieser Verhandlung, wenn auch nicht ganz zu verhüten, doch wenigstens mit eignen Augen zu bewachen. Es gelang ihm auch, daß die Sache auf dem Reichstag 1742 wirklich zur Sprache kam. Alles schien Anfangs einen guten Gang zu nehmen. Die Wahl fiel zuerst auf den jungen Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein. Allein diesen blendete die Kaiserkrone, welche ihm die Kaiserin Elisabeth von Rußland seine Tante nach ihrem

Todte bestimmte und er schlug den schwedischen Scepter aus. Dieß war gleichsam die Losung zu lauter Verwirrungen. Die Wahlversammlung zerfiel in ihren Meinungen. Ein Theil rieth auf Herzog Christian von Zweibrüken, indeß der Andere seine Augen auf den Erbprinz Friedrich von Dänemark richtete. Ausserdem empfahl die Kaiserin von Rußland den Herzog Adolph Friedrich von Holstein, Bischof zu Lübek mit vieler Bedeutung. Beinahe hätten die Stimmen für den Prinz Friedrich von Dänemark das Uebergewicht erhalten. Denn sowohl der geistliche als auch der Bauern Stand war ihm geneigt und die Dalekarlier wollten sogar mit Tu-

mult und Gewalt ihre Absicht durchsetzen. Aber Elisabeths Empfehlung bewirkte mehr als aller Tumult und aller Partheigeist und drükte durch ihre eigne Last die Wagschale nieder. Das Glük ihrer Waffen gegen die Schweden war die Schwere, die ihrem Vorschlag den überwiegenden Nachdruk gab und man fand in einem billigen Frieden, den sie versprach, so viel Bestimmung, daß Herzog Adolph Friedrich von Holstein Bischof zu Lübek d. 23 Jun. 1743 zum Thronfolger erwählt wurde. So glüklich auch noch die ganze Verhandlung sich entwikelte und so würdig der Gegenstand der Wahl war; so hatte Schweden doch die demüthigende Erfahrung

gemacht, daß es in den Händen einer fremden Macht sey. Elisabeth hatte ihm den einen Thronfolger ausgeschlagen, einen Andern vorgeschrieben und ihm dafür einen Frieden als eine Art von Gnadengeschenk gegeben. So sichtbar zeigte sie ihren Einfluß und Schwedens Abhängigkeit von ihrer Uebergewalt. Indessen war die Verwirrung zu Ende. Der Friede zu Obo wurde d. 7 Aug. 1743 mit Rußland geschlossen und Finnland, die Ursache dieses Kriegs, den Schweden gelassen. Der erwählte Thronfolger langte in Stokholm d. 25 Octbr. an und es schien weiter nichts übrig zu seyn, als daß man aus diesem Vorfall lernte, wie schädlich dem Reich

die Wahlfreiheit sey, so lange es ihm an dem gehörigen Ansehn fehlte, sie kräftig zu machen, und wie sehr man wünschen müsse, nie wieder in den ähnlichen Fall zu kommen, wobei die Krone zu unsicher würde. Es mußte daher ganz den Beifall der Nation haben, und hatte ihn auch, da sich der neue Thronfolger mit der Prinzessin Ulrike Louise von Preussen 1744 *) vermählte; so wie die Hofnung aller patriotischen Schweden erfüllt wurde, da eben diese Gemahlin des Kronprinzen mit ihrem Erstgebohrnen das Reich beglükte. Auf solche Art wurde Schweden reichlich für

*) Einer Schwester König Friedrichs des Einzigen von Preussen.

den Zwang belohnt, nach welchem es einen Thronfolger hatte annehmen müssen, den es nicht frei gewählt hatte. Denn Adolph Friedrich war nach dem damaligen Bedürfniß des Reichs vorzüglich geschikt für den schwedischen Thron. Er war zwar wie sein Vorweser auch ein auswärtiger Fürst, aber unabhängig, weil er keine Erbstaaten hatte. Denn von dem Herzogthum Holstein Gottorp war er nur Administrator und er gab diese Administration so wie das Bisthum Lübek (1750) auf, sobald ihn seine neue Würde zu neuen Pflichten rief. Ganz frei von irgend eignen Verhältnissen konnte er sich geradezu seinem neuen Reich allein widmen. Schwe-

den wurde nicht sowohl mit einem fremden regierenden Fürstenhauß verknüpft, sondern ein fremder Fürst wurde in Schweden einheimisch und Adolph Friedrich pflanzte eine neue königliche Familie in Schweden an, indem er der Stifter des jeztregierenden Haußes wurde. Aber so vortheilhaft Adolph Friedrichs Erhebung und so erwünscht sein Leben und seine Regierung für das Reich war, so genoß er selbst von diesem ganzen Wohl für sich den wenigsten Theil. Seine Regentschaft wurde im Gegentheil durch Kränkungen und Verdrüßlichkeiten undankbar verbittert. Man verkannte seine edelmüthigen Gesinnungen und hämisch misdeutete man seine redlichsten

Absichten. Sein liebenswürdiger Charakter schien nicht von einem Volk anerkannt zu werden, das zu sehr in unruhiger Gährung war, um von sanften Tugenden gerührt zu werden. Schon als Kronprinz erfuhr er die Wirkungen der Ränke, die gleichsam Vorbedeutungen von schlimmern Ereignissen waren. Er hatte es sich nemlich besonders angelegen seyn lassen, das verfallene Kriegswesen wiederherzustellen und traf in dieser Rüksicht mancherlei Anstalten, die zur Verbesserung desselben dienten. Sogleich fand man darinne eine Begierde den Staat kriegerisch machen zu wollen. Diese Misdeutung bestand eigentlich darinne, daß man in diesen Handlungen das System Karls XII.

argwohnte, und dieser Argwohn konnte dem Kronprinzen um desto größern Haß zuziehen, weil dieses System durch die Veränderung der Regierungsform 1720 gleichsam zu einem Staatsverbrechen geworden war. Wieder suchte man ihn mit dem König in ein Misverständniß zu bringen, indem man dem König merken ließ, als hege der Kronprinz gegen ihn nicht die besten Absichten, und er gehe entweder auf eine gänzliche Absezung oder wenigstens doch auf die Mitregentschaft um. Schon kam es dahin, daß der König diesen Vorschlag den versammelten Ständen auf dem Reichstage 1747 eröfnete, aber übermannt vom Widerwillen und schmerzhaften Erstaunen über

eine solche freche Verleumdung erklärte Adolph Friedrich, daß er denjenigen für einen Verräther des Vaterlandes erkennen würde, der sich unterstünde, ihm solche Gedanken einzugeben. Dieß vernichtete den hämischen Anschlag einer ränkevollen Parthei und stellte die vorige Eintracht wieder her. Das Verhältniß zwischen dem König und seinem Nachfolger blieb auch ungestört, bis der Todt den König Friedrich 1751 d. 5 April abrief, und Adolph Friedrich nunmehr ungehindert vermöge der Wahlakte von 1743 den Thron bestieg.

Gustav wurde nach dem also im fünften Jahre seines Alters Kronprinz, den

7 Jul. 1750. So unerheblich auch diese Veränderung für einen Prinzen war, der dadurch nicht viel näher einem Thron kam, für welchen ihn schon seine Geburt bestimmt hatte; so wuchs doch das freudige Erwarten der Nation dabei um desto mehr, da seit langer Zeit dieses der erste Thronerbe war, der im Reich selbst dazu erzogen ward. Die Reichsstände übten daher auch nun das erstemal das Recht der Erziehung aus, das sie sich bey der neuen Regierungsform im dritten Paragraph zugeeignet hatten. Sie ließen auf dem Reichstag 1756 eine Vorschrift für den Oberhofmeister des Kronprinzen und der jüngern königlichen Prinzen abfassen,

worinne das System ihrer Erziehung vorgezeichnet war. Die Vorerinnerungen dieser Reichstagsakte liefen besonders dahinaus, daß man sich von dem Vorwurf zu retten suchte, als wäre es ein Eingriff in die våterlichen Rechte, daß man sich die Sorge über die Erziehung der königlichen Prinzen vorbehalten hätte. Diese Einrichtung ist einzig in der Geschichte der europäischen Staaten und charakterisirt mit vieler Bedeutung die damalige Regierungsform in Schweden. Sie ist der deutlichste Beweiß, wie eng die Macht des Königs eingeschränkt seyn mußte, da man sogar in seine Vaterrechte zu greifen wagte und wie sehr die Stände ihr Ansehen über den König erhoben hat-

ten. Immer bleibt es eine unnatürliche Gebundenheit, wenn diejenigen ihre Rechte nicht ungehindert ausüben sollen, denen sie die Natur selbst verliehen hat. Die Reichsstände konnten zwar nach den Grundsäzen ihrer Freiheit behaupten, daß die Prinzen des Regenten dem Staate zugehörten und folglich auch ihre Erziehung eine Sorge des Staats seyn müßte; aber widerlegt scheinen sie es nicht zu haben, daß es im Grunde doch eine Bedrükung des väterlichen Ansehens war. Sie verschleiern zwar diesen Grund damit, daß sie behaupten, ihre Gerechtsame in diesem Punkte gründen sich auf eine gewisse Bedachtsamkeit, den Prinzen „zu einer nachfolgen-

„den, ordentlichen und verständigen „Regierung zu erziehen;" aber diese feine Wendung läuft am Ende auf das Geständniß hinaus: als wenn ihre Freiheit dabei in Gefahr käme, wenn sie Gustavs Erziehung seinen königlichen Eltern überließen. Sie erlauben sich ganz ungeschminkt zu bekennen, daß sie die Erziehung des Prinzen erstlich aus der Ursache anordnen, weil sie ihrem König keine ganz lautern patriotischen Absichten zutrauen. „Alle Könige, sagen sie, wenn sie ihren eigenen Neigungen überlassen sind, trachten beständig darnach ihre Macht zu erweitern und setzen darinn ihre königliche Hoheit und Glükseeligkeit; haben folglich mit

dem Volke streitige Absichten." Damit wollte man zu verstehen geben, daß der König, als Vater, auf seinen Sohn gefährliche Gesinnungen fortpflanzen mögte, wenn er ganz seiner Erziehung überlassen bliebe. Wenigstens lassen sie dieses durch verschiedene Ausdrüke noch deutlicher merken. Sie behaupten nemlich, weil die Liebe der Eltern dahin gehe, ihren Kindern eben die Glükseligkeit zu verschaffen, welche sie selbst dafür halten und zu erlangen wünschen; so würde in diesem Verhältnisse eine Auferziehung, die ihrem Gutbefinden überlassen seyn sollte, gleichfalls mit der Absicht streitig werden, in welcher das Volk verlangt einen König über sich zu

sehen, der nach den Gesezen herrscht, und nicht nach seinem Gutdünken, oder nach einer am Hofe verführten und von der Schmeichelei verderbten Denkungsart. Nach allem dem sieht man wohl, daß der ganze Erweiß, warum sich die Stände die Erziehung des Kronprinzen vorbehalten, mehr eine Rechtfertigung ist. Denn beyde Gründe, auf die sie sich stüzen, haben zu wenig Wahrheit, als daß sie mehr als Scheingründe wären. Man werfe nur einen Blik auf den Inhalt ihres Schlusses: weil man dem Könige nichts anders als ehrgeizige Absichten zutrauen könne, und weil durch die väterliche Erziehung diese Gesinnungen leicht auf den

Kronprinzen übergehen würden, so dürfe man Gustavs Erziehung folglich nicht in den Händen des Königs seines Vaters lassen, wenn man nicht alles alsdann für die Reichsfreiheit fürchten wolle. Nun denke man sich Adolph Friedrich, der für die damalige Staatsverfassung athmete und lebte, der für allen ungestümen Ehrgeiz zu sanft, und zu edel für jeden Eingrif in die Reichsfreiheit war und dann frage man: ob einem solchen König wohl zuzutrauen sey, daß er seinen Sohn zu einem künftigen Umsturz der festgesezten und beschwornen Regierungsform erziehen werde? Nur in einem Staate, wo die Nation, eifersüchtig auf ihre Gerechtsame, die

königliche Macht als einen immerwähren= den Feind mistrauisch bewacht, konnte man so kühn seyn zu behaupten, daß es für die Reichsfreiheit gefährlich sey, wenn die Prinzen nach dem freien Willen ihrer königlichen Eltern erzogen würden. Indessen war auch dieses nur eine scheinbare Verhüllung einer verborgenen Ursache. Nicht die Reichsfreiheit war es, die man mit so ungemeiner Zärtlichkeit zu behüten schien. Man wählte freilich diese zum Schooßkind, und beschönigte öffentlich ein Verfahren, das man beinahe selbst für unbillig erkannte; aber hinter den freitönenden Grundsäzen verbarg sich Eigenmacht als die Haupttriebfeder. Man nahm den harten,

ungeschmeidigen Ton der Republikaner an, um seine hohe Gewalt über das königliche Hauß zu zeigen und wie viel man Einfluß in alle Staatsangelegenheiten habe. Jedoch wenn man nicht ungerecht seyn will, muß man vieles von dieser Dreistigkeit auf das Gefühl der Freiheit rechnen, das bey einem solchen Volke, welches seine Gerechtsame selbst ausübt, ganz anders ist, als in irgend einem andern Staate. Alle Grundsäze der Staatskunst nehmen hier eine andere Richtung, gehen von dem Punkt der Freiheit aus und beziehen sich auf denselben wieder. Je mehr die Nation ihre Macht empfindet, desto werther ist sie ihr, desto besorgter wird sie um dieselbe; ja diese Besorgniß geht in

ängstliche Eifersucht auf ihre Rechte oder in eigensinnige Behauptung derselben über, je nachdem sie mehr fürchtet oder wagt. Durch eine Art von gerader Kühnheit sucht man den Muth gegen Unterdrükung immer in Spannung zu erhalten; weil sonst leicht das freimüthige Zutrauen des Staats auf sich selbst erlöscht, ohne welches keine Freiheit bestehen kann. Man führt deswegen in solchen Reichen eine kühnere Sprache und übt seine Vorrechte oft nur deswegen aus, damit man sich immer bewußt bleibe, was man vermöge.

Mogten aber auch die Bewegungsgründe seyn, welche sie wollten; so war doch die Absicht, warum sich die Stände der

Hauptsorge für die Bildung des Kronprinzen annahmen, nichts weniger als tadelhaft. Die Vorschrift zu Gustavs Erziehung war an sich selbst und ihrem Inhalte nach ganz fähig, einen würdigen Regenten zu bilden, und die Grundsäze, nach welchen man sie einrichtete, zeugten von kluger Weisheit. Die würdigsten und edelsten Gedanken waren die Grundzüge, wornach man das Bild des künftigen Regenten entwarf. Sie verlangten einen König, der mehr Mensch als König sey. Er sollte es selbst erkennen, daß zwischen ihm und andern Menschen immer noch eine natürliche Gleichheit statt finde, wenn ihn auch die königliche Majestät über das Volk er-

heben würde. Ihn sollten einst mehr die häuslichen Tugenden des Bürgers schmücken, als die Krone. Man wünschte lieber Sparsamkeit und Mäßigkeit an ihm zu sehen, als kriegrischen Geist und Prachtliebe; weil jene Tugenden einem armen Volke eben so nüzlich, als ihm diese Eigenschaften schädlich seyn würden. Er sollte eher vertraut mit der elenden Armuth in den Bauernhütten, als mit Entwürfen zu Eroberungen werden. Solche Gesinnungen waren es, welche die Bildung des Prinzen bestimmten. Der Erziehungsplan selbst war nach folgenden Punkten festgesezt. Erstlich sollte das Herz des Prinzen durch die Religion veredelt und nach der

christlichen Moral zur Ausübung seiner Pflichten angefeuert werden. Besonders sollte man die Sittenlehre dazu anwenden, daß man solche Grundsäze von der Majestät und ihren Rechten daraus herleitete, wie sie die Regierungsform verlangte. Diese Grundsäze bestanden darinne: daß niemand ein gebohrner Sklave nach den göttlichen und natürlichen Gesezen sey; daß Könige als Menschen und nicht als Könige gebohren werden; daß ihre Hoheit den ersten Ursprung von dem Gutbefinden des Volks habe, von welchem sie ihnen übertragen worden sey; und daß deswegen das Volk ein unstreitiges Recht besize, die höchste Macht und die damit verbundenen

Gerechtsame für sich zu behalten, so weit als es diese zu ihrem eigenen und der Gesellschaft Nuzen und Bestande nöthig findet. Ferner sollte der Kronprinz in dem System der angenommenen und festgesezten Regierungsform unterrichtet werden. Man müsse ihm vorstellen, daß die Reichsräthe die einzigen und gesezmäßigen Rathgeber des Königs bey der Erklärung und Ausübung der Geseze seyn; die Stände aber die Macht Geseze zu geben sich vorbehalten hätten. Die Stände übernähmen ausserdem die Ausgaben und Auflagen, und die übrige Staatsverwaltung und Geschäfte wären unter die verschiedenen Collegien vertheilt. Aus diesem allem leitete

man gewisse eigene Verpflichtungen für den künftigen Thronbesizer her. Ein schwedischer König müsse nemlich nach seinem Eide und zu seiner eigenen und des Reichs Sicherheit dem Reichsrathe sein völliges Vertrauen schenken. Denn der König brauche Rath, weil auch der beste Verstand und der beste Wille allezeit menschlich und Irrthümern und Fehlern ausgesezt sey, und die Sicherheit eines freien Volks erfordere solche Räthe, die an die Geseze gebunden wären, ihren Schutz unter denselben suchen und dieselben für ihre Richtschnur halten müßten. Eben dadurch also, weil die schwedischen Reichsräthe bei der Nation zur Verantwortung und Genugthuung

verbunden wären, würde der König weniger den Fallstriken der Schmeichelei und List ausgesetzt, womit gewöhnlich die geheimen Räthe Meister über die Schwachheiten ihres Herrn und folglich auch über die Regierung zu werden suchten. Ferner müsse ein schwedischer König mehr von seinem Volke geliebt als gefürchtet seyn wollen. Er dürfe sich keines Zwanges erlauben, weil diesen kein freies Volk ertrage. Deswegen habe man sich die gesezgebende Macht zum Besten des Königs vorbehalten, damit das königliche Ansehen dadurch nicht etwa drükend scheinen mögte. Eben deswegen hätten auch die Reichsstände die Sorge für die Ausgaben und Auflagen

übernommen, weil sie abgezwungen scheinen würden, wenn sie von dem König aufgelegt würden. Auch sollte die Geschichte und besonders die vaterländische dem Kronprinzen bekannt gemacht werden, um ihn durch die Beispiele seiner berühmten Vorweser, die sich um das Reich vorzüglich verdient gemacht hätten, in den vorerwähnten Grundsäzen der Regierung zu bestärken, und ihm Achtung für die Nation beizubringen, die sich durch Tapferkeit, durch Treue gegen ihre Beherrscher, aber auch durch Abscheu vor allem fremden und einheimischen Joche sich von jeher auszeichne. Außerdem sollte man denjenigen Wissenschaften den Vorzug bei seinem Un-

terricht geben, die am meisten zur Verbesserung und Aufnahme des Reichs beitrügen. Die übrigen Punkte der Vorschrift sind nicht von der Wichtigkeit und betreffen blos Nebenumstände. Nemlich daß die Lehrer unter der Aufsicht des Oberhofmeisters stehen müßten, daß der Kronprinz des guten Beispiels wegen die Akademieen im Lande besuchen solle, daß der Oberhofmeister mit den Lehrern wechseln könne, jedoch mit Zustimmung des Königs und des Reichsraths, und endlich, daß die Lehrer in der königlichen und in der Reichskanzlei eidlich zu ihrer Schuldigkeit verpflichtet werden müßten. Diese Vorschrift wurde d. 26 Febr. 1756 ausgefertigt, unterschrieben von dem Landmarschall im Na=

men des Adels und der Ritterschaft und von den Wortführern der Geistlichkeit, des Bürger und Bauernstandes, und mit einer Zuschrift an den König übergeben.

Man sieht wohl in dem ganzen Entwurfe fast bei jedem Punkte Spuren der Freiheit und wenn man diesem Erziehungsplan edle Gesinnungen nicht absprechen kann; so kann man ihn aber auch nicht von einer gewissen Aengstlichkeit für die Bewachung der Reichsgerechtsame lossagen. Alle Aeußerungen wegen der Bildung des künftigen Regenten laufen sämtlich auf den Hauptsaz hinaus: daß er als König sich blos mit seiner Würde begnügen lernen müsse, und der ganze Plan vereinigt sich da-

hin, diese Gebundenheit der königlichen Macht auf alle Weise zu rechtfertigen. Besonders in der Anweisung zum Unterricht über die Regierungsform entdekt man ganz deutlich die Absicht, daß man den Kronprinz schon früh vertraut damit machen wolle, damit sie ihm in der Folge natürlich und gewöhnlich scheine. In dieser Rüksicht mildert man alle harte Punkte durch schmeichelhafte Auslegungen. Damit es nicht scheinen mögte, man wolle den König durch den Reichsrath gar zu sehr beeinträchtigen; so sucht man dieß durch die Vorstellung zu entschädigen: Es sey dem königlichen Ansehen dadurch nichts benommen, daß sich der König allein nach dem

Rath der Reichsräthe richten müsse, denn die Ehre falle doch von allen glüklichen Anordnungen auf den König, die Verantwortung im Gegentheil auf den Reichsrath. Der König müsse also allemal hierinne gewinnen und könne nichts verlieren, weil er eines Theils für nichts zu stehen brauche, wenn etwas übel ablaufe, andern Theils aber sich jeden guten Erfolg und die Erkenntlichkeit des Volks dafür allein zueignen dürfe. Den engen Bedingungen der königlichen Freiheit, nach welchen dem König alle eigene Entwürfe zu Kriegsunternehmungen, so wie alle Einrichtungen zu einem glänzenden Hofstaat benommen werden, will man dadurch einen bessern Schein

geben, daß man beides für schädliche Misbräuche einer monarchischen Regierung erklärt. Den Mangel an durchdringender Macht glaubt man dadurch zu ersetzen, daß ein Regent über ein freies Volk mehr durch freiwilligen Gehorsam geliebet, als durch Zwang gefürchtet werden müsse, und so sucht man denn alle Einschränkungen des Königs aus edlen Bewegungsgründen und selbst aus natürlichen Rechten der Freiheit zu vertheidigen. Ohne irgend kühn in Behauptungen zu seyn, darf man hierbei aber doch wohl anmerken, daß eine Erziehung nach einem solchen Plane hauptsächlich beabsichtige, um jeden aufwallenden Trieb sich einstens gegen diese Verfassung aufzulehnen,

bei dem Kronprinzen gleich in seinen ersten Anfängen zu unterdrüken und seine ganze Denkungsart in die aufgestellten Schranken gleich in der ersten Jugend einzufügen. Dieß ist der eigentliche Gesichtspunkt, aus welchem die Stände selbst den Entwurf betrachtet wissen wollen, und sie erklären zugleich, daß sie weder allgemeine Vorschriften und Einrichtungen festgesezt, noch die kleinern Nebenumstände hätten bestimmen wollen. *)

Nach solchen Grundsäzen ward also Gustav erzogen und nach diesen Linien sein

*) z. B. Die Eintheilung der Stunden, Methode des Unterrichts, Wahl der Bücher u. s. w.

Charakter entworfen. Fände man daher auch nicht schon in dem Inhalt der Erziehungsvorschrift die weisesten Regeln und erhabensten Gedanken; so würde es doch der Erfolg beweisen, da ein Regent dadurch gebildet wurde, der die edelsten Tugenden mit auf den Thron brachte. Dabei darf man aber auch nicht den Einfluß vergessen, den der ehrwürdige Graf Karl Gustav Tessin, sein Oberhofmeister, auf Gustavs Geist hatte. Nach den Vorschriften der Stände ward Gustavs Charakter angelegt und ausgezeichnet, dieser große Mann gab dem Gemählde Leben und Wärme. Seine vortreflichen Lehren, aus denen hernach Gustavs liebenswürdige

Eigenschaften hervorkeimten, sind durch seine vertrauten Briefe an den jungen Prinzen auch in Deutschland bekannt worden. Der erste Theil derselben ist in den ersten Jugendjahren des Prinzen geschrieben worden, da er allererst fünf bis sieben Jahre alt war, und man muß in demselben die Zärtlichkeit und schonende Weisheit bewundern, womit er die Auswüchse des kindischen Muthwillens oder üppigen Leichtsinnes vertilgt. Er stellt die Fehler des Prinzen erstlich an erdichteten Personen vor und läßt ihm alsdann durch kurze Fingerzeige merken, daß er sie selbst an sich habe. So versüßt er die Bitterkeit des Tadels, schont die Würde seines königlichen Zöglings und macht die Belehrung

für ihn anziehender. In Fabeln und geschikten Erzählungen eingekleidet flößt er ihm die ernstesten Lehren ein und diese werden um desto eindringender, da sie aus den wichtigsten Grundsäzen herfließen und durch eine liebevolle Sprache sich einen unwiderstehlichen Eingang verschaffen. Die leichte und faßliche Art des Vortrags, dem kindlichen Alter ganz angemessen, macht die nüzlichen Erinnerungen gefällig und angenehm, und der herzliche Ton des ehrwürdigen Greisen ersezt den reifern Ernst derselben. So wenig Nahrung diese erstern Briefe für die Neubegierde enthalten, so unbedeutend oft die Gegenstände derselben scheinen; so wichtig waren sie dennoch für die Bildung

eines zarten noch unverdorbenen Herzens. Der weise Erzieher wußte wohl, daß unendlich viel auf die ersten Eindrüke ankomme, weil die Seele darnach ihre Richtung erlange und daß die kleinen Ausartungen noch ungeordneter Neigungen einst schiefe Züge in dem vollendeten Charakter werden, wenn sie Wachsthum und Gedeihen haben. Darum war keine Handlung, keine unerlaubte Unanständigkeit dem hohen Weltweisen für seine Aufmerksamkeit zu gering, daß er sie, nicht etwa blos gerügt, sondern vielmehr durch eine kluge Darstellung ihrer schlimmen Seiten, oder durch lebendige und schmeichelhafte Schilderung des Bessern gänzlich auszurotten gesucht hätte. Nur

einige Beispiele will ich anführen, wie sorgfältig er beinahe alle Bewegungen seines Zöglings sowohl des Körpers als der Seele bewachte. Gustav fieng sich an zu gewöhnen, immer auf die Unterlippe zu beissen. Selbst dieses wählte der Erzieher zum Inhalt eines eigenen Briefs, worinne er ihn mit einer so feinen Art aufmerksam darauf macht, daß er gewiß das Schädliche und Unanständige davon fühlte. Ein andermal hatte der Graf dem Prinzen einen Schlüssel zu einem sehenswürdigen Kabinet anvertrauet, um seine Neugierde zu prüfen und zu sehen, ob er wohl ohne Erlaubniß aus ungemäßigtem Trieb es öffnen würde. Gustav aber bestand die Probe und der Schlüssel kam ohne

umgedreht zu seyn wieder zurük in die Hände des Grafen. Auch dieses läßt der große Lehrer nicht mit Stillschweigen vorübergehen, sondern er benuzt diesen Umstand um seinem Zögling das gerechte Lob darüber zu ertheilen und die Erinnerung desto nachdrüklicher zu machen, daß die Neubegierde eine Wurzel unglaublicher Unordnungen sey. Wiederum macht er ihm Vorstellungen über sein unvorsichtiges Stolpern, und schärft ihm ein, daß dieser Mangel an Achtsamkeit einst sehr schädlich werden könne, wenn er ihm auch in andern Dingen zur Gewohnheit würde. Mitten unter diesen geringern Gegenständen seiner Aufmerksamkeit ließ er aber auch höhere Absichten nicht aus

den Augen. Schon in dem ersten Jahrgang finden wir Briefe, in welchen er edle Empfindungen bei dem Prinzen zu erweken sucht und seine natürlichen guten Neigungen durch Aufmunterungen verstärkt. Bey dem Tod seiner Hofmeisterin der Gräfin Strömfeldt lehrt er ihn diesen schmerzhaften Verlust in seiner ganzen Größe empfinden, er macht ihn mitleidig gegen das Elend der Armuth, ermuntert ihn zur Liebe und Freundlichkeit gegen Untergebene und knüpft sonach an die ersten Aufwallungen des jungen Herzens alle die höhern Tugenden an, wegen welcher man Gustav III liebte. In dem zweiten und dritten Jahrgang dieser Briefe wird der Inhalt schon

reifer, obgleich der Prinz erst ins siebente Jahr gieng, da sie an ihn geschrieben wurden. Der Oberhofmeister unterweißt ihn schon in den ersten Grundsäzen der Mahlerei und facht in ihm die Liebe zu Künsten und Wissenschaften an. Er bereitet ihn zum Studium der Geschichte vor, befestigt in seinem Herzen die ersten Grundlagen zur Gotteserkenntniß und Gottesverehrung, und gewöhnt ihn zum Nachdenken über seine künftige Bestimmung, über sein Verhalten in den mannichfaltigen Verhältnissen seines Lebens und über alles, was Einfluß auf die Bildung des Geistes haben kann. Mehr noch als das Alter des Prinzen eilt der Unterricht zu höhern Dingen in dem

vierten und fünften Jahrgang. Kenntniß des Alterthums, sowohl der alten Geschichte als alter Schriftsteller, Betrachtungen über die verschiedenen Wissenschaften, fruchtbare Bemerkungen über Regierung und Regentenpflichten, über die Staatskunde und gemeinnützige Entdekungen sind nun die Hauptgegenstände. Die Belehrung wird nun männlicher. Es ist nicht mehr Milch, sondern stärkere Nahrung für Gustavs wachsenden Verstand. Durchaus ist aber der Leitfaden zur Tugend und erhabenen Gesinnungen mit eingewebt. Nach einer solchen Behandlung und durch eine solche Geistespflege war es kein Wunder, daß Gustav schon frühzeitig mit glänzenden Vorzügen

hervortrat. Die Natur hätte ihn verwahrloßt haben müssen, wenn die edlen Keime dieses Unterrichts todt und ohne Wirkung geblieben wären. Um wie viel mehr mußte seinem erhabenen Erzieher das Werk gelingen, da in Gustav alle Anlagen zum grossen Manne schon vorbereitet lagen. Das Muster eines schwedischen Königs, welches der ehrwürdige Graf Tessin dem Kronprinzen vorstellt, erfüllte Gustav ganz durch seine Nachahmung. „Ernsthaftigkeit, geseztes und edles Wesen," schreibt er an ihn, „Tugend, Abscheu vor Schmeichelei und Vorurtheile, königliche, christliche und bürgerliche Eigenschaften erhöhen die Kronen und flechten die Kränze, welche

die Scheitel der Könige zieren," — und man findet darinnen das Bild Gustavs gleichsam im Voraus gezeichnet. So viel als aber auch Gustav von seiner Bildung dem Grafen von Tessin in jeder Betrachtung zu verdanken hatte; so war sein Herz zu dessen Lehren doch schon vorher empfänglich gemacht worden. Der edle Saame fiel auf einen milden Boden, den eine andere Hand dazu vorbereitet hatte. Hedwig Eleonore verwittbete Gräfin von Strömfeldt gebohrne Gräfin Wrangel Hofmeisterin des Prinzen Gustavs, war es, die ihn von seiner Geburt an bis in das fünfte Jahr, da er in die Hände des oben er=

wähnten Oberhofmeisters Grafen von Tessin kam, mütterlich gepflegt und aus den ganz unsichtbaren Grundstoffen die ersten Sprößlinge guter Eigenschaften herausgezogen hatte. Die weibliche Sanftmuth hatte dem Gemüth des Prinzen eine Art von Weichheit mitgetheilt, daß seine Lebhaftigkeit hernach um desto eher durch den gütigen Ernst des Oberhofmeisters in Schranken erhalten und in eine glükliche Form gebracht werden konnte. Was indessen diese beiden wichtigen Personen in Gustavs Erziehungsgeschichte, die Gräfin von Strömfeldt und Graf Tessin, angefangen und fortgeführt hatten, das vollendete der Reichsrath und Baron

von Scheffer. Unter dieses Lezteren Handleitung gieng Gustav nachmals in die öffentlichen Geschäfte über und unter diese drei Personen theilt sich der Ruhm einen so großen König erzogen zu haben. Der Graf Tessin, der das gemeine Unglük des Verdienstes hatte, verkannt und verfolgt zu werden, legte wegen mancherlei Kränkungen, so wie seine übrigen Würden, noch vor seinem Tode auch die Oberhofmeisterstelle nieder, und gieng in die Einsamkeit eines stillen Privatlebens. Hier genoß er zwar das Glük eines edlen Bewußtseyns, aber nicht den Dank des Staats, dem er so rühmlich gedient hatte. Der Reichssenat nahm ihm sogar seinen

Gnadengehalt und er starb in den dürftigsten Umständen. Man beschuldigte ihn einer zu großen Ergebenheit gegen das königliche Hauß und niemand gedachte daran, daß er dem Reich einen vortreflichen Fürsten gebildet hatte, als Gustav selbst, der ihn noch als Kronprinz auf seinem Landsitz mit einem Besuch überraschte, um gegen den ehrwürdigen Greis seine ganze Dankbarkeit auszudrüken.

Mittlerweile aber, daß wir Gustavs Wachsthum und Erziehung bis auf den Punkt verfolgt haben, wo er als handelnde Person nun auf den Schauplaz auftritt, lebte Adolph Friedrich sein Herr Vater in dem grozen königlichen Beruf seinem

Reiche sich durch nüzliche Verbesserungen und durch wachsame Sorgen für den höhern Flor desselben zu widmen. Er ließ den Hafen zu Cimbrisham ausbessern und Landskrona durch neue Anlagen ansehnlich erweitern. Unter ihm ward der Calender verbessert, und die Zeitrechnung auf den Gregorianischen Fuß gesezt. Seine Aufmerksamkeit ließ sich sogar auf niedrigere und entferntere Angelegenheiten herab. Es war nemlich von den Gelehrten angemerkt worden, daß die Speisen, in kupfernen Geschirren zubereitet, der Gesundheit schädlich wären und der König wurde veranlaßt den Gebrauch solcher Gefäße zum Kochen zu verbieten. So wurde

auch der Wallfischfang bis Grönland erweitert und der Nuzen der Erdäpfel mehr in Ansehn gebracht Ferner stellte man das königliche Schloß zu Stokholm aus seiner Asche und Trümmern wieder her. Eine königliche Commission übernahm die Aufsicht über die Verbesserung der Reichs- und Polizey-Gesetze. Es wurden fahrende Posten im Reiche eingeführt und die Bergwerke und Manufakturen befördert. Aber mancherlei Kränkungen von Seiten der Reichsräthe hinderten den rühmlichen Eifer dieses Königs in seinem weitern Fortgange. Er war durch die Anmassungen der Reichsräthe zu sehr eingeschränkt, als daß er diese Fesseln nicht hätte drükend

fühlen sollen. Man braucht eben einem so nachgiebigen und willigen Regenten keine ehrgeizigen Absichten zuzuschreiben, wenn er es unbillig fand, daß jeder seiner Schritte bewacht wurde und sein königliches Ansehn gleichsam wie unter einer Vormundschaft stand. Die Reichsräthe griffen weiter, als es die festgesezte Regierungsform erlaubte und der König war wirklich in seinen zugestandenen Gerechtsamen beeinträchtigt. Es wäre zu weitläuftig alle die Fälle aus einander zu setzen, wo dergleichen Anmassungen gegen den König ausgeübt wurden. Oft geschah es in Dingen, wo die gesezmäßige Gewalt des Senats in Uebermuth ausartete. Nur dieß

kann man daraus schließen, daß die Unzufriedenheit des Königs, nicht sowohl gegen die Regierungsform sich äusserte, als vielmehr gegen Verlezungen seiner eigenthümlichen Rechte von dem Reichsrath. Mehrmals war er gezwungen sein beleidigtes Gefühl zu äussern. Der erste Ausbruch dieser Empfindlichkeit kam auf dem Reichstag 1755 an den Tag. Obgleich die Veranlassung dazu nicht zu groß zu seyn schien; so regte es doch ein Feuer auf, das vielleicht lange schon in der Brust Adolph Friedrichs geglommen hatte. Die Reichsräthe von Höpken und Karl Scheffer nemlich beschwerten sich bei dem Senat wegen der ihren Wagen

von der königlichen Garde verweigerten Einfuhr in den innern Schloßhof. Denn die Reichsräthe behaupteten schon damals den Vorzug mit ihren Wagen in den Hof der königlichen Burg zur Kour fahren zu dürfen, welches sonst niemanden verstattet war und in der Folge ein Gesetz der Hofordnung ward. Der Oberste von der Garde wird hierüber befragt, dieser schiebt die Schuld auf ein Versehen des Unterofficiers und der Unterofficier wird auf Befehl des Senats arretirt. Der König findet sich dadurch beleidigt, daß man ohne sein Vorwissen so etwas unternimmt und befiehlt sogleich dem Obersten, den Unterofficier des Arrests zu entlassen und dem

Senat auf keine Art ohne seinen Willen Rechenschaft von der Sache abzulegen, noch Befehle von demselben anzunehmen. Mit diesem Funken sprang die Mine des Streits. Der Reichsrath sah es als einen Eingriff in seine Freiheit an, wenn der König sich eine unbedingte Vollmacht über die Garde zueignen wollte, und erklärte, als wenn der König seine Person über die höchste Regierung erhöhe. Der König erschien wegen dieser Sache selbst in der Versammlung der Reichsräthe und stüzte sich auf die Verfügung Karls XI., auf das Gardereglement vom König Friedrich, so wie auf das, welches selbst auf dem lezten Reichstag

approbirt sey, nach welchen Verordnungen die Garde alle Befehle vom Könige allein anzunehmen habe. Darüber wurden nun von beiden Seiten bittere Aeusserungen gewechselt. Der Reichssenat suchte die Gründe des Königs ungültig zu machen und erklärte die Behauptung desselben für einen Einbruch in die Freiheit und der König hingegen bestimmte das Betragen des Senats für eine Beleidigung seiner Würde. Dabei zog man Nebenabsichten mit ins Spiel. Der Senat schüzte vor, er sey nicht mehr sicher, wenn die Garde nicht unter seinen Befehlen stünde, und der König glaubte, seine ganze Regierung wäre durch diese Schmälerung seiner

Rechte aufgehoben. So uneinig beide Theile waren, so stimmten sie doch darinne mit einander überein, daß sie beide leidenschaftlich einen Reichstag darüber verlangten; der Reichsrath aus dem Grunde, um die Stände wegen der Gefahren ihrer Freiheit zu warnen; der König aber um zu fragen, ob die Reichsräthe seine Vormünder, oder blos seine Räthe seyn sollten. Auf dem Reichstage selbst erhob der König nun die lautesten Klagen, die er in einer Schrift einreichte, da er nicht in Person dabei gegenwärtig war. Der Senat gab auch seine Gedanken, hauptsächlich in Beziehung auf das Schreiben des Königs, an die

versammelten Stände ein und der König ließ endlich noch eine Gegenäusserung, als eine nothwendige Vertheidigung gegen die von dem Senat gemachten Beschuldigungen ergehen. Es ist schwer die Grenzlinie des Rechts und Unrechts bei diesem Zwist zu bestimmen, da durch willkührliche Erklärungen der Grundgeseze die Untersuchung schwankend wird und die Gesichtspunkte durch Leidenschaften verwirrt worden sind. Indessen ergiebt sich aus den gegenseitigen Aeusserungen doch so viel, daß der König gerechten Anlaß zu mancherlei Beschwerden gehabt habe, und vielleicht noch mehr aus andern Gründen, als in gerader Rükſicht auf den streiti-

gen Vorfall. Denn da sich der Reichsrath die Erklärungen und Auslegungen der Fundamentalverordnungen auf Verantwortung erlaubte; so blieb es zwar ungewiß, ob dem König der unbedingte Oberbefehl über die Garde zukomme. Aber, daß man dem König nicht erlauben wollte, die Vorschläge und Rathschlüsse des Reichssenats zu prüfen, daß man ihn in Besezung der Aemter und Dienste behinderte, indem man die Grundsäze ungewiß machte, nach welchen er die Subjekte darzu wählen sollte, besonders aber, die unverschuldeten und harten Beschuldigungen, die man ihm anlegte, indem man von seinen Meinungen die ungerechtesten Aus-

legungen machte, waren offenbare Kränkungen und Beeinträchtigungen des königlichen Ansehns. Man gab den biedersinnigen Behauptungen des Königs oft eine gespanntere Bedeutung und verbreitete durch gedrukte und ungedrukte Schriften Mißtrauen, Furcht und Unruhe in dem Lande. Um ihern eignen Argwohn zu rechtfertigen, mußten sie die Absichten des Königs bei dem Volke in Verdacht bringen. Selbst der ersten Erklärung des Königs an die sämtlichen Reichsstände legte man einen verdrehten Sinn unter. Man machte es ihm zum Vorwurf, daß er geäußert habe: „er müsse erst die Meinungen und Rathschlüsse des Reichsraths

untersuchen und prüfen, ehe er sie unterschrieb," und man legte es ihm so aus, als wolle er sich den Beschlüssen des Senats durch die Mehrheit widersetzen und deren Ausübung verhindern. Sie erklärten dabei den sechszehnten Paragraph der Regierungsform so, daß ein Beschluß des Senats durch die Mehrheit gültig seyn solle, der König genehmige solchen oder nicht. Folglich sei die Absicht des Königs, die man ihm doch erst aufgebürdet hatte, gesezwidrig. Das Reich, sagte man, müsse nach den Gesetzen und nicht nach dem Gewissen des Königs regiert werden, es komme also nicht darauf an, daß der König die Verordnungen des Senats erst untersuche, son-

dern daß sie ausgeführt würden, und also nach den meisten Stimmen bei dem König gelten müßten. Der König hob endlich in dem andern und leztern Schreiben an die Stände die Materie des Streits auf, indem er erklärte, daß er nie gegen die Mehrheitsbeschlüße des Senats sich habe setzen wollen, er wisse gar wohl, daß sie durchgiengen und gültig wären, wenn er sie auch nicht genehmige; nur mögte man ihm auch die Freiheit nicht rauben, seine Unterschrift zu verweigern, wenn er etwas in den Beschlüssen des Senats gegen seine Ueberzeugung oder gegen sein Gewissen fände. Bei aller dieser Nachgiebigkeit konnte er

sich aber nicht enthalten wieder sehr rührend und anziehend sich zu beklagen, daß man im Reichsrathe seine Gesinnungen abermals so unfreundlich beurtheilt habe und daß er durch diese und ähnliche Händel offenbar zu sehr eingeschränkt und zu schwer gedrükt werde. Auf diese Art stillte sich zwar dieser Zwist, aber das Andenken daran blieb, um in einigen Jahren in bedeutendere Uneinigkeiten auszubrechen. Ehe aber noch dieß geschah, hatte dieser Vorfall noch eine schnell vorübergehende aber traurige Folge. Einige Freunde des Königs konnten die strenge Einschränkung desselben nicht mit der Mäßigkeit ertragen, mit welcher er sie selbst

ertrug. Vielleicht die Eigenliebe, Urheber einer Staatsveränderung zu seyn, vielleicht eigne Unzufriedenheit mit der stehenden Regierungsform, vielleicht die Muthmassung, daß sie eben dergleichen bei dem König ahndeten, vielleicht auch wirkliche Theilnahme an der unbilligen Behandlung desselben, beseelten sie zu dem Entschluß, für den König etwas zu wagen. Der Hofmarschall Baron von Horn, der Oberste bei dem königlichen Leibregimente zu Pferde Graf Eric Brahe, die Capitäns Stahlswärd und Puke und andere vereinigten sich, den König frei von der Reichsgewalt und seine Regierung unumschränkt zu machen. Die Liebe für den König

war das Wahrzeichen, das man dem Unternehmen gab, und die, wenn auch nicht die einzige doch die erste Triebfeder dazu seyn konnte. Alle hatten gemeinschaftlichen Sinn, alle athmeten einmüthig für die Sache, nur auf einen hatte man nicht gerechnet und der war der Verräther. Ein Unterofficier von der Garde Schedvin, der Vertraute von den Officiers Stahlswärd und Puke, war durch eben dieselben Theilnehmer an dem Geheimniß des Plans geworden und dieser entdekte den Abend vor der Ausführung, entweder aus Gewissensangst oder aus Hofnung einer Belohnung, das Vorhaben. Es entstand darüber in Stokholm ein

schreklicher Lerm, der Reichssenat versammelte sich sogleich, bewafnete Schaaren liefen zusammen, um im Fall Gewalt mit Gewalt zu vertreiben und verschiedene Personen wurden verhaftet. Man schrie auf den Straßen über Verrätherei, man horchte bänglich in den Häusern auf Tumult und Aufruhr, man sah drohende Anstalten zur Vertheidigung, man sah Wachen mit Arrestanten, man hörte Gefängnisse öffnen und Fesseln klirren und das furchtbare Gericht eröfnete noch nach Mitternacht die Untersuchung. Einige von den Mitschuldigen benuzten die Dunkelheit der Nacht zur Flucht und entkamen. Vier Wochen darauf wurden die Häupter

der Verbindung der Hofmarschall Baron von Horn, der Graf Brahe und die Officiers Stahlswärd und Puke verurtheilt und enthauptet. Mehrere Bluturtheile erfolgten in den folgenden Tagen. Besonders streng verfuhr man gegen die Aufrührer in Dahlland. Die Geflüchteten den Grafen Hordt, den Landrichter Baron Wrangel, die sich an dem Hofe König Friedrichs II. von Preussen befanden und den Lieutenant Gyllenspetz verdammte man ebenfalls zum Schwerdt, sobald man sie in peinliche Gewalt bekommen würde, und unterdessen sollten ihre Namen an den Pranger geschlagen werden. So entwikelte sich aus einer geringen

Beleidigung der Etiquette ein trauriges Ende für die edelsten Männer, und weil den Staatswagen zweier Reichsräthe die Ehre auf den innern Burghof zu fahren verweigert wurde, zerriß die Eintracht der Regierung und eine Verschwörung erschütterte das Reich, die den angesehensten und muthigsten Männern das Leben kostete. Es gehört nicht für diese Blätter, den Umfang dieses Vorhabens nach seinen einzelnen Theilen aus einander zu setzen; daß er aber groß entworfen war, und durch die nachdrüklichsten und gewaltsamsten Mittel ausgeführt werden sollte, ersieht man aus den Umständen, weil die mächtigsten Staatsmänner den Plan re-

girten, weil man sich der Waffen dazu bedienen wollte, und weil die Wirkungen desselben schon in den Provinzen sich regten, ehe die unglükliche Entdekung sich ereignete. Vermuthlich sollte der glükliche Erfolg durch zwei Mittel bewerkstelligt werden. Man wollte in Stokholm durch die Garden den Reichssenat aufheben und durch Aufruhr in Dahlland den Sturm der Regierungsveränderung von Provinz zu Provinz verbreiten. Der Umstand, daß der König selbst von dem Anschlage nichts wußte und folglich auch nicht auf die entfernteste Art der Urheber desselben seyn konnte, bringt es ziemlich zur Entscheidung, daß die Häupter dieser Staats-

veränderung eigentlich von Liebe gegen ihren König oder von der Theilnahme an seinen Kränkungen dazu getrieben wurden. Denn der Hauptzwek ihres Unternehmens lief doch in gerader Linie zum Besten des Königs hinaus, indem sie ihn uneingeschränkt machen wollten. Adolph Friedrich hatte für diese blutigen Opfer einer besondern Zuneigung gegen sich keine Rettung. Nur durch Bedauern konnte er ihren unglüklichen Eifer erwiedern. Er entfernte sich mit seiner Familie sogleich nach der Entdekung nach Drottningholm und glaubte durch diese Entfernung seinen Schmerz zu mildern.

Wenn ich mich bei der Erzählung der ersten Veruneinigung Adolph Friedrichs mit dem Reichsrath und dessen traurigen Folgen etwas länger verweilt habe; so geschahe es hauptsächlich in der Absicht, um einiges Licht auf das Gemählde von Schwedens damaliger Verfassung zu werfen. War schon die Regierungsform von 1720 darauf angelegt, um alle Freiheit des Königs zu beschränken; so hatte man sie durch eine gesezwidrige Willkühr noch mehr bedrängt. Der Reichssenat war der argwöhnische Hüter aller Handlungen des Regenten. Die Nation hatte durch die Reichsräthe die königliche Gewalt so gebunden, daß er nicht nur ohne sie nichts thun, son-

dern daß auch ihre Beschlüsse ohne ihn gültig seyn konnten *). Sie wußten auch selbst diese Gerechtsame treflich zur Befriedigung ihres Ehrgeizes zu benutzen. Sie erweiterten ihre Macht so, daß sie die Regenten und die Regierung eine Regierung der Reichsräthe war. Der König behielt von seiner Würde nichts für sich als den Namen. Er unterschrieb Verordnungen, die er nicht gemacht hatte, und die auch ohne seine

*) Auf dem lezten Reichstag war dem Reichsrath gestattet worden, einen Stempel mit des Königs Namen machen zu lassen, mit welchem die Befehle unterzeichnet wurden, wenn der König seine eigenhändige Unterschrift verweigerte.

Einwilligung ihre Kraft hatten. Die Unterschrift, sonst der entscheidende Stempel fürstlicher Macht, wurde hier ein unbedeutender Flitter. Die Creditive der Gesandten, die Verträge, Erklärungen und jede Verhandlungen auswärtiger Mächte waren zwar alle an den König gerichtet; aber die Reichsräthe hatten ihren Willen darüber. Der König stellte auf diese Art nur den Titel des Reichs vor und er schien die todte Ueberschrift von einem Staatsgebäude zu seyn, welches nicht von einem König beherrscht wurde. Zwar waren die Reichsräthe an die Geseze gebunden, welche die Reichsstände entworfen hatten, aber sie hatten sich einen Weg über diese Grenze

Bayerische
Staatsbibliothek
München

hinüber gebahnt. Sie fiengen an sich die Erklärung der Grundgeseze anzumaßen und gebrauchten diese Verstattung, um allem den Schein des Rechtens zu geben, was ihnenzu thun beliebte, und um alles rechtfertigen zu können, was sie sich zueigneten. Allgemeine Geseze bedürfen allemal Erklärungen, wenn sie auf einzelne Fälle sollen angewendet werden. Sie können nie speciell seyn, weil sie sonst aufhörten allgemein zu seyn, weil man auch nicht alle künftige Vorfälle bei deren Abfassung voraussehen kann, und weil eben die einzelnen Fälle durch verschiedene Nebenumstände sehr mannichfaltig und sich unähnlich werden. Die schwedischen Stände erfuhren dasselbe an ihren Funda=

Bayerische Staatsbibliothek München

mentalartikeln und mußten davon bei jeder künftigen Beziehung darauf dem Reichsse-nat es überlassen, welche Auslegung er davon machen werde. Ihnen blieb weiter nichts übrig, als diese Auslegungen des Se-nats zu billigen oder zu misbilligen. Da-bei ist es aber auch eben so gewiß, daß allgemeine Geseze sich eben so mannigfal-tig erklären lassen, je mannigfaltiger sie angewendet werden. Ihr Sinn ist gewis-sermaassen so geräumig, daß vielerlei Be-deutungen hineingetragen werden können. Durch die besondern Bestimmungen kann die ganze Absicht derselben nach einer an-dern Richtung geleitet werden, und so werden sie Werkzeuge, welche die Ver-

schlagenheit durch schlaue Erklärungen gebrauchen lernt. Eben dieser Weise bedienten sich die Reichsräthe, um ihre Macht zu erweitern, und sie gaben den Grundgesezen Bedeutungen, welche ihre Absichten unterstüzten. Man hatte ihnen selbst das Mittel in die Hand gegeben, dem König, wenn sie wollten, allerhand Verdrüßlichkeiten, unter dem Schein einer strengen Wachsamkeit für die Freiheit, zuzufügen. Wie mußten in diesen Wellen eines schwankenden Staatssystems Adolph Friedrichs reiche Eigenschaften, gleichsam verloren, untergehen! Sein Eifer, Landesverbesserungen ins Werk zu sezen und seine weisen Gedanken zur Wirklichkeit zu brin-

gen, wurde unter der Bürde der Einschränkungen erdrükt und die friedlichen Neigungen seines gütigen Herzens durch solche Streithändel verwundet. Es war daher nicht Empfindlichkeit eines beleidigten Stolzes, sondern die Stimme der gekränkten Majestät, wenn er sich über sein Schiksal in dem oben erwähnten Schreiben an die Stände beklagte. Er wünschte sich vielleicht das bescheidenere Loos eines Bischoffs zu Lübek wieder zurük, wobei er ein König durch seine Freiheit war. Durch Schwedens Krone war er ein König ohne Freiheit geworden. Denn er konnte nicht einmal unumschränkt über sich und seinen häuslichen Cirkel regieren.

Nach allen diesen Umständen wird die Behauptung nun einleuchtender werden, daß Schwedens Beherrscher ihrem Reiche, nie so wohlthätig werden konnten, als sie es seyn sollten. In den vorigen Jahrhunderten hinderten sie daran die immerwährenden Kriege; in diesem die enge Gebundenheit ihrer Macht. Es ist überhaupt die Frage, ob die Regierungsform von 1720 dem Wohl des Reichs nicht mehr zuwider als beförderlich war. Ihrer ursprünglichen Absicht nach sollte sie freilich dazu dienen, dem willkührlichen Eigensinn eines Despoten die Freiheit der Nation zu entreissen. In dem Verlauf der nachfolgenden Ereignisse aber wird es zweideutig, ob es nicht

vielmehr die Willkühr des Reichssenats war, als die Freiheit des Reichs, die man gegen den König behauptete. Die Reichsräthe verhüllten freilich ihr System mit der Liebe zur Freiheit und suchten durch besondere Zärtlichkeit für dieselbe ihre Beeinträchtigungen der Krone zu rechtfertigen. Konnte es denn aber die Freiheit der Nation seyn, was die Reichsräthe behaupteten, da Männer vom ersten Range auftraten, um die Lage des Königs zu verbessern? Es war auch durchgängig schon so weit gekommen, daß man die Freiheit für sichrer in den Händen Eines hielt, den die Krone dazu berechtigte, als in den Händen Vieler, die der Ehrgeiz beseelte.

Darum begünstigte das Volk so bereitwillig die lezte Staatsveränderung durch Aufruhr, besonders in der Provinz Dahlland, welches nicht geschehen wäre, wenn es seiner eigenen Freiheit dabei verlustig gegangen wäre. Selbst in den niedrigen Ständen des Volks empfand man es, daß darum das Volk nicht frei sey, wenn der Reichsrath den König in der strengsten Abhängigkeit erhielt. Eben bei den lezten bürgerlichen Unruhen behauptete dieses öffentlich ein muthiger Bergmann Jöns Landberg. Er lehrte seine Mitbürger das erlittene Unrecht des Königs mitfühlen, und wie es weit ehrenvoller, weit heilsamer für die ganze Nation sey, wenn sie sich lieber

von ihrem Könige, als von ihren Beamten beherrschen ließ. Ob er gleich seine Kühnheit mit Gefängniß büßen mußte, wo er in Fesseln starb; so blieb doch seine Behauptung lebendig und wahr, daß ein König frei seyn müsse, wenn das Wachsthum eines Staats einen schnellern Fortschritt haben solle. Der natürliche Gang der Dinge hat es selbst zur Wahrheit gestempelt, daß das Volk unter einem grössern Druke leide, und das ganze Werk der Regentschaft langsamer und beschwerlicher gehe, wenn die Regierung unter Viele getheilt ist, als wenn sie in der Freiheit eines Einzigen sey. Die Thätigkeit eines einzigen Regenten wirket mit desto grösserer

Stärke und Kraft aus sich selbst heraus, weil sich das ganze Wohl des Staats in ihm, wie in einem einzigen Punkt, zusammengedrängt. Die vereinigte Kraft eines so weitläuftigen Interesse in einem Einzigen muß daher jede Handlung desselben schneller forttreiben und ihre Wirkungen beflügeln. Entwürfe werden in dem Kopf eines selbstregierenden Fürsten schneller durchdacht und Entschlüsse rascher ausgeführt, als in der vielsinnigen Versammlung eines Staatsraths. Die Sorge für das Ganze ist dem Selbstherrscher gleichsam ein Eigenthum, weil sie an sein eignes Selbst und an seine eigne Ehre geknüpft ist, und wird folglich, wie jedes Eigenthum, wachsa-

mer beschüzt. So wie also die Vereinigung der Regentenpflichten in einem Einzigen mehr Ordnung und Schnelligkeit in der Erfüllung derselben hervorbringt; so macht im Gegentheil die Vertheilung der Regierungsgeschäfte unter Viele den Gang derselben schläfriger und zerstreuter. Kein Mitglied einer regierenden Versammlung kann die Sorge für den Staat als seine eigene Sache ansehen, denn es hat sie mit mehrern gemein. Die Liebe und die Wärme, die man für eigenthümliche Angelegenheiten hat, wird sich also in eben dem Maaße bei einem Reichssenat verlieren, in welchem er die Regierung für ein abgesondertes übertragenes Geschäft betrachtet. Es

muß ein gemeinschaftlicher Eifer der Redlichkeit für das gemeine Beste eine solche Versammlung begeistern, wenn es anders seyn soll. Dieser Gemeingeist kommt aber selten eher zum Vorschein, als in Zeitpunkten, wo entweder gemeinschaftliche Gefahr sie betreibt oder ein höheres Schiksal sie zu vereinigen scheint. Oefterer wird die Regierung in ihren Zusammenkünften ein Spiel des Ehrgeizes. Es erwacht so leicht die Unruhe, daß der Eine, die gleiche Gewalt der Andern nicht mit gleichgültigen Augen ansieht. Er sucht sich mehr Einfluß zu verschaffen. Eigennüzige Absichten entstehen, selbstsüchtiges Interesse mischt sich ein, man sucht einander den

Rang abzugewinnen, nicht eine Regsamkeit für das gemeine Beste, sondern ein Wettstreit für persönliche Vortheile belebt die Versammlung. Partheisucht, Bestechung, Uneinigkeit lassen alsdann im Gefolg dieser Ursachen das Wohl des Staats in desto größere Gefahr gerathen, je mehr sie die Verhandlungen selbst verwirren.

Kann man diese allgemeinen Betrachtungen auf Schwedens damalige Verfassung anwenden; so läßt sich ein Grund mehr von seiner Ohnmacht und seinem wirklichen Verfall in jenen Zeiten erklären. In der That schien auch der Rath ganz ohne den König zu regieren und die Regierung folglich unter die Mitglieder desselben getheilt

zu seyn. Der König mußte sich selbst die kleinen Reste einer wirklichen Gewalt noch nehmen lassen, die ihm doch nach der eigentlichen Regierungsform zugesichert waren, und es blieb ihm ausser seiner Krone nichts übrig als der Name derselben. Das Volk mußte schweigen und hatte bei aller gerühmten Freiheit der Nation nicht das Recht, seine Meinungen laut sagen zu dürfen.

Gustav, der junge Thronerbe, hatte also kein günstiges Schiksal als Regent zu erwarten. Entweder mußte er seinen Muth an der Sklavenkette einer fehlerhaften Staatsverfassung ersterben lassen, oder gegen seine mächtigen Schranken ankämpfen

und in diesem immerwährenden Kampfe seine großen Eigenschaften fruchtlos aufopfern. Ein besseres Glük aber zeigte ihm in der Folge einen dritten Weg, nemlich die ganze stehende Regierungsverfassung umzuwerfen und ein neues Gebäude zu erschaffen. Vielleicht ahndete man so etwas schon damals, vielleicht fürchtete man seinen Muth und die reifern Entwürfe des künftigen Mannes, der schon jezt Beweise gab, daß er zum großen Geist gebildet worden sey. Man suchte deswegen den jungen Löwen bei Zeiten seine Fesseln tragen zu lehren. Auf diese Absicht liefen alle Erziehungsgrundsätze hinaus, nach denen Gustav sollte gebildet werden, und alle Vorschrif-

ten die der Reichsrath für seine Erziehung gab, fiengen sich damit an und schlossen sich damit, ihn für die festgesezte Verfassung sich zu versichern. Alle Ermahnungen, alle Vorstellungen vereinigten sich, ihn ergeben in sein künftiges Loos und zufrieden mit dem angenommenen Staatssystem zu machen. In eben der Absicht wurde ihm ein Grundriß der schwedischen Verfassung übergeben, woraus er mit der ganzen Absicht, mit allen Unterscheidungen, Einschränkungen und Gründen derselben sich sollte bekannt machen. Sein Oberhofmeister der Reichsrath Baron Karl Scheffer war der Verfasser desselben. Er hatte diese Stelle nach dem Grafen Tessin über=

nommen, der sie niedergelegt hatte, und er war es der Gustavs Erziehung vollendete. Jezt glaubte er den jungen Prinzen vertrauter mit seiner künftigen Bestimmung machen zu müssen und ihn in das Innere des geheimnißvollen Staatsgebäudes einzuführen, wovon ihm schon in seiner frühern Jugend, sein vorhergehender Gouverneur der Graf Tessin die äussere Ansicht erklärt hatte. Er entwarf also einen kurzen Plan von der stehenden Konstitution und übergab sie dem Kronprinzen Gustav, da er sein funfzehntes Jahr erreicht hatte. Merkwürdig ist dieser Auszug, da die Anordnungen der schwedischen Regentschaft in ein so vortheilhaftes Licht gestellt sind,

daß sie einen Schein der Vollkommenheit haben. Die Maschine scheint in ihrem Entwurfe zwekmäßig, so lange sie nicht in Bewegung ist. Nur weil sie zu sehr zusammengesezt und die Verbindungen ihrer Theile zu mannichfaltig waren, gerieth ihr Gang leicht in Unordnung. Man hat Dinge zertheilt, die vereinigt hätten bleiben sollen, und sie wiederum zu verbinden gesucht, ohne sie zu vereinigen. Man vertheilte die Eigenschaften der Krone, die ihr gesämtlich hätten bleiben sollen, unter den König, den Reichssenat und die Stände. Es heißt ausdrüklich in den Fundamentalgesezen: die Macht wäre also vertheilt, daß der König die Hoheit besize, der Rath die Mündig=

keit und die Stände Recht und Frei- heit. Muß man bei dieser Eintheilung die Spizfündigkeit bewundern; so ist es auch zugleich gewiß, daß die Grenzlinien dieser Unterscheidungen äusserst fein und zweideutig sind. Die Verhältnisse in diesem System werden daher so verwikelt, daß beinahe nothwendig eine Verwirrung daraus entstehen muß und das Gebäude schwankt in lauter unsichern und fein ausgesponnenen Bestimmungen. Leichter würde man es für ein Gespinnst aus dem Reich der Mög- lichkeiten erkennen, als für einen wirkli- chen Plan einer Reichsverwaltung. Noch weniger schien es seiner Natur nach einen Regenten zu dulten, wie Gustav zu wer-

den schien. Es hatte zu wenig Raum für die wirksame Thätigkeit dieses Fürsten, der mit der ganzen Kraft eines schöpferischen Geistes auf den Thron kam. Ihn hatte die Natur schon mit mächtigen Gaben gegen diese Verfassung ausgerüstet. Noch mächtiger machte ihn seine Erziehung. Sein angeborner heller Verstand und seine natürliche Lebhaftigkeit mußten einst Waffen gegen sie werden, und der Unterricht, den er genoß, lehrte ihn diese Waffen gebrauchen. Das Reich selbst erzog in Gustav einen furchtbaren Gegner wider seine Constitution. Die Stände desselben hatten solche Vorschriften zu seiner Erziehung gegeben, die Gustaven zu den erhabensten

Regententugenden führten. Gleichwohl sollten diese dereinst von lästigen Fesseln unterdrükt werden. Gustav wurde mit allen Theilen des menschlichen Wissens bekannt gemacht und dieser frühe Umgang mit den edelsten Wissenschaften flößte ihm jene Hoheit des Geistes ein, die sich Misbräuchen muthig entgegensezt und keinen Unordnungen ihren Lauf läßt. Man reizte sein Gefühl für das Gute, für Recht und Ehre zu immer anhaltenderer Stärke. Konnte dieß der Weg seyn, um einen jungen feurigen Prinzen geduldig und träge zur Ertragung eines Joches zu machen? Wenigstens durfte er alsdann nicht in die Hände solcher Erzieher kommen, die durch den

Zauber ihres Unterrichts alle Funken des jungen Heldengeistes aufwekten. Hatte man wirklich zur Absicht ihm Liebe für das Vaterland einzupflanzen; so erreichte man in dieser Rüksicht wohl diese Absicht, aber der junge Prinz lernte schon zeitig Vaterlandsrechte von willkührlichen Gesezen unterscheiden. Er behielt in der Folge Liebe für jene, stürzte aber diese um. Seine ersten Jugendjahre waren die Morgenröthe von dem Glanze seines männlichen Alters. Mitten unter den vielen Handlungen seiner frühern Lebenszeit, die in stiller Vergessenheit vorübergegangen sind, zeichnen sich doch einige aus, die uns Beweise von Entschlossenheit, von Güte des Herzens, von

Herablassung und Edelmuth geben. Dazumal ließen sich schon diese Tugenden bliken und sie wurden hernachmals feste Charakterzüge des großen Mannes. „Was würden Sie thun, Sire“ sagte einst sein Lehrer zu ihm, „wenn sie einst als König in Gefangenschaft der Feinde geriethen und Sie entweder sterben, oder durch einen schimpflichen Frieden sich auslösen sollten?“ „Sterben,“ sagte der eilfjährige Gustav, ohne sich zu besinnen. Als man ihm aus der römischen Geschichte erzählte, wie Fabius, der römische Feldherr den berühmten Beinahmen der Zögerer erhalten habe, weil er durch seine bedachtsamen Züge den siegreichen Hannibal in seiner glänzenden Lauf-

bahn aufhielt und auf diese Weise Rom von seinem Untergange rettete; so rief der junge Prinz: „einen solchen Ruhm mögte ich mir nicht verdienen.“ „Warum nicht?“ fragte sein Lehrer, mit einem Zeichen der Verwunderung. „Weil ich lieber den Feind geschlagen hätte“ antwortete Gustav. Da er in Upsal auf der Universität war, erhoben die dasigen Studirenden wegen eines gewissen Vorfalls einen Aufstand. Ein stürmischer Haufe zog die Straße hinunter, wo das Quartier des Prinzen war, und brach vor demselben in das Jubelgeschrei aus: Es lebe Prinz Gustav. Man verlangte sogar ihn zu sprechen, um ihn zum Beitritt

und Schuz ihrer Parthei zu vermögen. Er trat heraus unter die ungestüme Menge und redete. Er dankte seinen akademischen Mitbürgern für ihr Zutrauen, erklärte sich aber wider ihr Betragen, widerrieth ihnen ihre Absicht, suchte sie zur Ruhe zu bringen und verweigerte ihnen ausserdem seine Theilnahme an ihrem Vorhaben. Man horchte aufmerksam zu; aber man fand die Beredsamkeit des Prinzen nicht, wie man gewünscht hatte. Sie gaben schwere Beleidigungen vor, behaupteten, sie müßten sich selbst Recht schaffen, weil man ihnen in der Güte nichts zugeben würde. Mit Lerm und Toben droheten sie schrekliche Dinge, wenn er ihnen

nicht beistehen würde. Gustav schwankte nicht in dem, was er thun wollte. Mit der ganzen Gewalt eines vermögenden Geistes erklärte er, daß er kein Freund von Aufrührern seyn könne und daß sie es nicht wagen sollten einen Schritt noch weiter zu unruhigen Händeln zu thun. Die Entschlossenheit hatte auch ganz die Wirkung der Geistesstärke. Eben dieselben, die nur erst von Gewalt und Gewaltthätigkeiten geredet hatten, die schrieen und im Begriff waren, allen Frevel des Tumults auszuüben, schwiegen jezt, wie von einem Zauber gerührt und giengen durch die Stimme eines Einzigen stillschweigend aus einander.

Auf einer Reise nach Grypsholm wurde er durch eine Beschädigung des Wagens gezwungen in eine Bauernhütte einzutreten. Alles Elend, was mit der Armuth verbunden ist, wohnte unter diesem Dache. Das armseligste Haferbrod auf dem Tische war das vorzüglichste Gericht ihrer Mahlzeiten. Der Mann, die Stüze dieser bedauernswürdigen Familie, lag krank auf einem elenden Strohlager, verlassen von der Hülfe der Aerzte und blos durch die Kraft der sorgsamen Natur noch unterstüzt. Nur die emsige Hausfrau war geschäftig, die unerwarteten Gäste mit Milch zu bewirthen, der einzigen Labung, die sie hatte. Gustav gab sich mit seiner Be-

gleitung nicht zu erkennen, aber der Eindruk des Elends brauchte nicht so stark zu seyn, wie hier, um sein weiches Herz zu rühren. Er erkundigte sich nach ihrem Zustand, und erhielt eine traurige Vorstellung von dem gedrükten Bauernstand. Der Landmann lebte damals bei äusserst wenigem Gewinn und Ertrag seines Eigenthums noch unter dem Druk schwerer Auflagen. Die ausserordentlichen Mängel des Akerbaus in Schweden und die entferntere Sorge der Regierung für denselben waren die hauptsächlichsten Ursachen davon. Von Bedauern und Mitleid durchdrungen, schenkte der Prinz von seinem Taschengelde einen ansehnlichen Theil an die hülflose Familie,

versprach ihr die Besorgung eines Arztes von Grypsholm aus und erregte durch das Alles Bewunderung. Die Bäuerin, erstaunt über die große Summe Geldes, erforschte von einem Bedienten, daß ihr Wohlthäter Prinz Gustav sey und nun geht die Bewunderung in freudenvolle Dankbarkeit, den höchsten Ausdruk der Liebe über. Die Frau fällt vor ihm nieder, um seine Kniee zu umfassen und nennt ihn mit den zärtlichsten Beinahmen, der Kranke erhebt sich mit angespannten Kräften, wie er es hört und scheint durch den Anblik seines Königssohns neues Leben zu erhalten und das Gefäß, woraus der Prinz getrunken hatte, wurde von diesen treuen Unterthanen als

ein Heiligthum aufgehoben. Gustav hatte hohes und starkes Gefühl genug für das Gute und Edelmuth, um sich schöner Handlungen nicht zu schämen. Er vermogte den Anblik rührender Dankbarkeit auszuhalten und der aufwallende Stolz seines Verdienstes schmolz in einigen gefühlvollen Thränen weg.

Späterhin als er sich schon vermählet hatte, überraschte er seinen ehemaligen Oberhofmeister, den Greis Graf Tessin auf seinem Landgut Akerlö, nebst seiner Gemahlin mit einem Besuch. Dankbare Erinnerung an diesen ehrwürdigen Lehrer und Führer seiner Kindheit war der Antrieb dazu gewesen. Wie die hohen Reisenden

vor dem Landgute ausstiegen, und der alte Graf in dem Augenblik erst die Ankunft solcher theuern Gäste vernahm; wollte er sogleich sich von seinen Bedienten hinunter vor die Thür zum Empfang tragen lassen, weil ihm das Alter den Gebrauch seiner Füße erschwerte; aber Gustav eilte mit seiner Gemahlin schnell die Treppe hinauf, ehe noch der Graf aus seinem Zimmer kommen konnte, und er mußte seinen Besuch sizend empfangen. Er wollte auf die Langsamkeit der Bedienten schelten, er wollte Entschuldigungen machen, aber die Liebkosungen der beiden fürstlichen Personen ließen ihn nichts anders empfinden, als die Freude seinen erhabe-

nen Zögling mit seiner liebenswürdigen Gemahlin bei sich zu sehen. Nach der Tafel lud der Greis seine hohen Gäste hinaus unter eine Eiche, die breitschattigt vor seinem Landgut stand und unter der der einsame Weise gern der frischen Luft und der schönen Aussicht genoß. Er wollte sich durch seine Bedienung dahin bringen lassen; aber Gustav und seine Gemahlin nahmen ihn in die Mitte und geleiteten ihn selbst, und der alte Graf fühlte in vollem Maaße das Entzüken, daß der künftige Beherrscher Schwedens sein Zögling sich so dankbar seiner erinnerte, da ihn die ganze Welt vergessen hatte.

Durch solche und ähnliche Handlungen erwarb sich Gustav alle Herzen und erfüllte sie mit den frohesten Erwartungen. Doch nicht sein Herz allein berechtigte seine Unterthanen zu den schönsten Hofnungen, auch sein Verstand und Einsichten leuchteten früh und glänzend hervor. Schon mit seinem zehnten Jahre legte er eine öffentliche Probe seiner Kenntnisse zum größten Beifall Aller ab. Er mußte nemlich zu Ulrichsthal in Gegenwart der Reichsstände von seinem Oberhofmeister, dem Grafen von Tessin, eine solenne Prüfung bestehen, indem dieser sein Amt als Prinzenerzieher niederlegte, das ihm von den Reichsständen war anvertraut worden. Diese Prü-

fung zeugte auch von solchen ungemeinen Fortschritten in den Wissenschaften, daß man dem Grafen von Tessin seinem Erzieher den fortdauernden Gehalt seiner Stellen zur Belohnung bewilligte, der demselben aber in der Folge wieder genommen wurde. In seinem dreizehnten Jahre führte Gustav einen Briefwechsel mit seinem nachfolgenden Oberhofmeister, dem Baron Scheffer, worinn er Bemerkungen und Aeusserungen über die wichtigsten Gegenstände an den Tag legte, die reifer als sein Alter waren. Auf ihn pflanzten sich die Kenntnisse der berühmtesten Männer von großen Verdiensten fort, eines Klingenstierna Staatssekretärs und Mathematikers

und des gelehrten Dalin Staatssekretärs und Historiographen; von welchen ihn jener in der Mathematik, dieser in der Geschichte unterrichtete. Er liebte die lateinische Sprache und hatte ihre besten Schriftsteller so wie auch viele Uebersezungen in derselben aus dem Griechischen gelesen. Eben so beschäftigte er sich auch mit der Geschichtskunde und schöpfte daraus seine hellen und gründlichen Urtheile. Genährt mit dem Geist der Alten und durch eine weitläuftige Bekanntschaft mit allen Wissenschaften bereichert, erlangte er eine Beredsamkeit, die ihm in der Folge die Gemüther seiner Unterthanen gewinnen half und die allemal ein mächtiges Werkzeug in ei-

nem Reich ist, wo nicht Alles durch die Furcht der Gewalt, sondern mehr durch Gemüthsbewegungen bewirkt werden kann. Davon zeugen seine Reden bei dem Unternehmen seiner Staatsveränderung, auf den Reichstagen und in jenen verzweifelten Umständen, da er sich die Hülfe des Bürger- und Bauernstandes auf solche Art erwerben mußte, nachdem ihn der Adel treulos verlassen hatte. Mit seinem funfzehnten Jahre erhielt er Siz in dem Reichsrath und nahm nun selbst mit Theil an den Regierungsgeschäften.

Während aber dieser thätige Prinz sich mit den friedlichen Wissenschaften unterhielt und dann in den Versammlungen des Reichs-

raths zur künftigen Regentschaft sich vorbereitete, war das Reich in einen auswärtigen Krieg verwikelt worden. Schweden ließ nemlich 1757 durch seinen Comitialgesandten Herrn von Greiffenheim in Gemeinschaft mit dem Französischen zu Regensburg gegen den König von Preussen erklären: „daß es als Garant des westphäli„schen Friedens sich genöthigt sähe, an „dem Kriege Theil zu nehmen, um die „Ruhe in Deutschland wieder herzustellen." Freilich war es nicht der König, sondern der Reichsrath, der diesen Krieg beschloß und Adolph Friedrich hatte so wenig Antheil daran, daß er sich um die Führung desselben gar nicht bekümmerte, sondern

sich mehr mit innern Angelegenheiten beschäftigte. Er that verschiedene Reisen nach den Bergwerken, besoldete aus seinen Mitteln drei Aerzte für dürftige Kranke in den Vorstädten von Stokholm, errichtete zu Drottningholm auf seine Kosten eine Stahl- und Polirfabrik und die Königin legte ebendaselbst eine Fabrik von Spizen und seidenen Bändern an. Indessen mußte der Reichssenat den kühnen Schritt zu einem fruchtlosen Kriege theuer bezahlen. Er kostete dem Reich an die 55 Millionen Silbermünze, ohne etwas ausgerichtet zu haben und man verlohr Menschen und Feldzüge, ohne etwas zu gewinnen. Die saumseligen Befehle des

Reichssenats, die Uneinigkeit in den Sizungen desselben, die Gleichgültigkeit der Officiers gegen die Befehle der Regierung vereitelten alles, was der Muth der braven Krieger hätte ausrichten können. Viele Officiers verließen die Armee ohne Erlaubniß der Regierung, und die Feldherren waren verbunden, ihre Unternehmungen nach den Fingerzeigen einer entfernten und mit der Lage der Dinge unbekannten Versammlung fortzugängeln, die noch überdieß mit sich selbst nicht einstimmig war.

Längst schon hatten zwei Partheien im Reich ihr Haupt erhoben. Schon unter Karl XII. theilte man sich bei Reichstagsverhandlungen in zwei Theile. An der

Spize des einen Theils, stand Graf Arvid Horn; das Haupt des andern war Graf Karl Gyllenborg. Schon dazumal schwebte die Staatskunst auf den Entwürfen dieser beiden Partheien. Durch jene suchte der König, durch die andere der Reichssenat auf die Reichsangelegenheiten einzuwirken. Beide aber ließen sich von den Absichten auswärtiger Mächte regieren. Denn wenn die königliche Parthei ihre Gesinnungen von dem französischen und brittischen Hofe annahm; so unterstüzte Rußland die Andere. Vielleicht war Karls XII. unruhiger Geist an dieser Partheisucht Schuld, der solche Bewegungen in der Maschine seiner Regie-

rung anfangen mußte, um sie betriebsam für seine großen Unternehmungen zu machen. Sein unaufhaltbarer Trieb zum Kriege sezte alles in Bewegung und drohete gleich einer aufgeschwollenen Fluth dem Staatsvermögen den Untergang. Den Willen sich ihm zu widersezen, hielt sein fester Eigensinn im Zaum und seine stürmende Entschlossenheit riß die Meisten zu seinen Anhängern hin. Es fanden sich hin und wieder Einige, die den Druk einer so harten Regierung fühlten und für ihr Vaterland redeten; aber ihre Vorstellungen wurden übertäubt und ihre Gegenmeinungen unkräftig gemacht. Diese Zurükgewiesenen traten endlich zusammen und wurden durch Mehrere

verstärkt. So entstand die Gegenparthei. Aber sie vermogte nicht den Strom aufzuhalten. König Karl und seine Parthei behielten immer das Uebergewicht. Diese beiden Partheien blieben auch in der Folge nach Karls Tod, und unterschieden sich durch besondere Namen. Die Freunde des Königs nannten sich Müzen, und die Gegner Hüte. Ein Scherz Karls XII. gab die Veranlassung zu diesen Benennungen. Ein gewisses Mitglied von seiner Parthei hatte die Umstände auf einem Reichstag nicht so benuzt, als es Karl wünschte. Er schalt ihn deswegen eine Schlafmüze. Dieser Ausdruk wurde bekannt und die königliche Parthei hieß von

nun an Müzen und die Senatsparthei im Gegentheil Hüte. Wer Siz und Stimme im Senat oder auf dem Reichstag hatte, mußte sich zu einer von diesen Partheien halten. Unter den folgenden Regierungen nun boten diese Partheien auf allen Reichstagen und in den Versammlungen des Reichssenats ihre Kräfte gegen einander auf. Sie wetteiferten zusammen, wie sich Eine über die Andere das Uebergewicht verschaffen wollte. Beide ließen oft das allgemeine Beste aus den Augen, und jede kämpfte auf Kosten desselben um stärkern Einfluß. Indessen war Eine immer die Herrschende. Unter Karl XII. war es die königliche Parthei; mit dem Tode des-

selben verlor sie ihre Gewalt und blieb auch die Schwächere. Immer rangen die Müzen zwar, sich wieder empor zu heben, und unter Adolph Friedrich versuchten sie es sogar durch Gewalt, indem sie durch eine Staatsveränderung wieder in die Höhe zu kommen glaubten, denn die Müzen waren es, die damals *) den Plan zu einer Empörung ausführen wollten. Es ist schon erzählt worden, wie unglüklich dieser Versuch ablief, da er ihren vornehmsten Mitgliedern das Leben kostete, und dieser unglükliche Erfolg schlug ihr Ansehn tiefer nieder, als es vorher gewesen war. Die Hüte übten im Gegentheil ei-

*) 1755.

ne Gewalt aus, die von keiner Seite beschränkt zu seyn schien. Die Reichsräthe und die Abgeordneten auf dem Reichstage waren von ihrer Parthei und sie züchtigten ihre Gegner auf eine abschrekende Weise, da sie eben bei jener Verschwörung die Vornehmsten derselben zum Todte verurtheilten. Sie unterjochten den König, sie hatten eine willkührliche Macht und entschieden über die Schiksale des Reichs. Eben die Hüte waren es, die auf Frankreichs Anstiften, den Krieg gegen den bedrängten König Friedrich II. von Preußen unternahmen. Aber dieß war auch ihr lezter Triumph. Die übeln Folgen desselben erregten ein allgemeines Misvergnügen. Es kam des-

wegen ein Reichstag in Stokholm zu Stande, den der König 1760 ausgeschrieben hatte. Auf diesem Reichstage wurde die Parthei der Hüte sehr gedemüthigt. Die Freunde des Königs die Müzen fanden einen andern Weg als Revolutionen, sich wieder empor zu bringen. Sie hatten durch kluge Mittel die Reichsstände zu gewinnen gewußt, daß diese das Betragen des Reichsraths gänzlich verwarfen, der dazumal aus der herrschenden Gegenparthei der Hüte bestand. Man hatte durch gewisse Wege solche Wortführer zur Wahl gebracht, die das Reich in einer sehr traurigen Lage darstellten und alle Schuld davon auf den unnöthigen Krieg warfen. Einige Reichsräthe nemlich,

die Grafen Höpken, Karl Scheffer und Palmstierna, wurden von den Ständen angeklagt, daß durch ihren Rath dieser Krieg unternommen worden wäre, und verloren ihre Stellen. Es wurde Friede mit Preußen geschlossen und man nahm auch in Ansehung der Ausgaben ein ganz anderes System an. Man merkte es bald, daß jezt Personen von der Parthei der Müzen im Reichssenat, oder am Ruder, waren. Man hörte jezt eine ganz andere Sprache. Man redete blos von Sparsamkeit, von Einschränkung der Ausgaben, man äusserte seine Abneigung gegen alle kostspielige Kriege, da man doch vorher keinen Aufwand zu scheuen schien, er mogte so groß

seyn als er wollte, wenn nur dadurch die Wünsche der herrschenden Parthei befriedigt wurden. Denn die beiden Partheien hatten auch zwei verschiedene Staatssysteme. Die Hüte liebten Freigebigkeit und Aufwand, die Müzen hingegen Sparsamkeit und Einschränkungen. Schwedens Staatswirthschaft wechselte also wie Ebbe und Fluth mit der Veränderung der herrschenden Parthei. Ohne Festigkeit, ohne Einförmigkeit der Regierung mußte also das Wohl des Reichs immer schwankend und mangelhaft bleiben. War es vorher die Eifersucht auf die Macht des Königs gewesen, welche die herrschende Parthei zum Ziel ihrer Bemühungen machte; so wurde

nunmehr der Zustand des Staatsvermögens der Gegenstand, um den man sich stritt. Jede Parthei wollte die besten Wege zum Wachsthum des Staats gefunden haben und jede tadelte die andere. Es wurde nunmehr ein Kunstgriff der schwächern Parthei, den Zustand des Reichs elender darzustellen, als er wirklich war, um die herrschende Parthei in Mistrauen zu bringen. Indessen war wirklich das Schiksal des Landes in vieler Rüksicht traurig. Der Handel verfiel und viele angesehene Handelshäuser sanken, der Geldumlauf stokte aus Mangel an baarer Münze, die harten Auflagen drükten den Landmann nieder und viele Einwohner verließen ihr Ei-

genthum, das sie nicht mehr ernähren konnte und ergriffen den Wanderstab, um die Grenzen eines Landes zu verlassen, das aufgehört hatte, ihr Vaterland zu seyn.

Während also die Häupter des Staats über die Mittel uneinig waren, durch welche man das Land emporbringen könne, wurde dasselbe immer mehr zerrüttet. Diesem Uebel konnte auch der Reichstag nicht abhelfen, den der König 1765 ausschrieb. Denn die Wortführer der Stände und die Reichstagsmänner waren eben so partheiisch und widersprachen einander in jedem Artikel. Die Parthei der Müzen gewann auf diesem Reichstag völlig die Oberhand und dahin schien man sich auch am meisten zu

bestreben. Die Reichsstände tadelten die ganze Staatsverwaltung der Reichsräthe, die meistens von der Parthei der Hüte waren, und sie wurden verabschiedet. Ihre Stellen wurden mit lauter Anhängern von der Parthei der Müzen besezt. Dabei gewann aber die Nation im Grunde nichts. Es wurden zwar Veränderungen vorgenommen, die aber keine Verbesserungen waren. Hätten beide Partheien vereinigt werden können; so wären die Uebel der Staatswirthschaft sicherer geheilt worden. Aber so glaubte die eine Parthei von allem das Gegentheil behaupten und thun zu müssen, was die Andere angenommen hatte, oft nur um sich zu unterscheiden und jener widersprechen zu können. In dieser Rüksicht hielt sich

keine Parthei an die Regel der Wahrheit. Die Hüte glaubten Schwedens Wohlstand durch große Triebfedern und Bewegungen zu erzwingen. Sie nahmen daher die Hülfsgelder an, die ihnen Frankreich in grossen Summen bezahlte, und leiteten fremde Quellen in Schwedens Schaz, sie schlossen Verträge mit auswärtigen Mächten, um den Handel zu befördern, sie errichteten Fabriken und Manufakturen, sie vermehrten den Geldumlauf durch Bankzettel, die sie wie baare Münze gelten ließen. Zugleich vernichteten sie aber die Vortheile dieser Einrichtungen wieder durch ihren freigebigen Aufwand. Sie verschwendeten nicht geringe Summen in Gnadengehalten und

Schenkungen an Privatpersonen, oder in theuern Kriegen. Dabei waren auch ihre Grundsäze mit Uebeln verbunden, die davon unzertrennlich zu seyn schienen. Um ihren Bankzetteln Credit zu verschaffen, mußte man durch ausschweifenden Aufwand vermögend zu scheinen suchen, und aus Verbindlichkeit gegen Frankreich sich in kostbare Kriege verwikeln lassen, die mehr verzehrten, als die Hülfsgelder dieser Macht betrugen. Durch die allzugroße Menge der Bankzettel verdekte man nur die Armuth des Landes und bereicherte sie nicht; man schwächte den Handelsgewinn und verschuldete das Reich. Die Müzen hingegen, die nunmehr die herrschende

Parthei waren, wollten alles durch Ersparungen verbessern. Sie zogen die Gnadengehalte ein, sie ließen die theuern Baue liegen, sie dankten Truppen ab, sie schränkten die Kleiderpracht ein und niemand sollte Sammet oder Seide tragen dürfen. Besonders sahe man die überhäufte Menge der Bankzettel als den Siz des Uebels an. Deswegen wurde für ungefähr 100 Tonnen Goldes derselben eingezogen und ihre Gleichheit mit der baaren Münze aufgehoben. Dadurch suchte man das baare Geld wieder hervorzuloken, das man hier und da im Reich verborgen glaubte. Aber der Erfolg widerlegte ihre Rechnung. Alle ihre Sparsamkeit verschlimmerte nur das Uebel,

anstatt es zu verbessern. Die schnelle Abwechselung von der Freigebigkeit der Hüte zu ihrer Kargheit brachte eben so gewaltsame Wirkungen in dem Staatskörper hervor, als die plözliche Veränderung der Hize zur Kälte in der Natur. Die Hüte munterten durch ansehnliche Belohnungen und Vorschüsse den Fleiß auf, die Müzen hingegen unterließen dieses aus Furcht für Verschwendung, schwächten aber dadurch die Betriebsamkeit. Die Hüte vermehrten durch die vielen Bankzettel die Geldmasse, die Müzen schränkten sie ein und erschwerten ihren Umlauf. Freilich war durch die Bankzettel das Reich verschuldet, aber durch die Einziehung derselben entstand ein wirklicher Geldmangel, weil es an klin-

gender Münze fehlte. Man hob die scheinbare Münze oder das Papiergeld auf, ehe man wahre und bestimmte an deren Stelle hatte, und ein allgemeines Stoken erfolgte.

Die königliche Hoheit gewann bei diesen Veränderungen und selbst bei dem Wechsel der Partheien eben so wenig, als das Beste des Landes. Die Müzen, die sonst sich für Freunde des Königs erklärt hatten, vergassen diese Verhältnisse, da sie ans Ruder kamen. Der König blieb in den nemlichen Schranken. Es war nun einmal das Loos der königlichen Majestät in Schweden geworden, daß nur die schwächere Parthei ihr günstig seyn konnte. Die

stärkere oder die regierende mußte es zu einer nothwendigen Bedingung ihrer Herrschaft machen der Hoheit des Königs nichts einzuräumen, aus Furcht sie mögte dadurch ihr eigenes Ansehen schwächen. Adolph Friedrich mußte nunmehr seine Zuflucht zu der Parthei der Hüte nehmen, die ehemals und besonders auf dem Reichstage 1755 seine heftigsten Gegner gewesen waren. Unterdrükte vereinigen sich gern und finden in dieser Vereinigung oft Kräfte gegen ihre Unterdrüker. Die Hüte hatten jezt eben so viel Ursache sich für gebunden und ohnmächtig zu halten als der König. Ihre Zeit war vorüber und ihre Häupter aus dem Reichsrath gewiesen. Sie muß-

ten nun einen Weg suchen, sich wieder zu erheben und sie fanden ihn. Ihre erste Sorge gieng dahin, die jezige Staatsverwaltung der Reichsräthe in Mistrauen zu bringen. Sie fiengen an Misvergnügen und Unzufriedenheit zu verbreiten und dazu mußte ihnen eine Einrichtung befördernlich seyn, die ihrer eigentlichen Absicht nach zur Ausbildung der Nation ein glükliches Werkzeug war und von der Weisheit ihrer Stifter zeugte. Die herrschende Parthei der Müzen hatte es nemlich auf dem Reichstage 1766 zu einen Civilgesez gemacht, daß eine ungehinderte Freiheit des Bücherdruks gestattet seyn solle. Diese Freiheit war jezt den Hüten äusserst will-

kommen. Sie verbreiteten nun Schriften in Menge und in alle Gegenden, worinnen sie die Uebel schilderten, welche von der Sparsamkeit der Reichsräthe herrührten, die neuen Einrichtungen tadelten, und dadurch Widerwillen dagegen erregten. Es ist merkwürdig, daß oft ein ganzes Volk große Beschwerden lange erträgt, ehe es gewahr wird, daß sie zu schwer sind. Oft schlummert das Misvergnügen in einer Art von Dultsamkeit, die nur auf ein Zeichen wartet, um aufzuhören, Lasten zu tragen. In solchen Fällen wird ein solches Volk durch Aufwiegler erst aufmerksam auf seinen eigenen Zustand gemacht und es braucht oft nur ein gewagter Ton sich hö-

ren zu lassen, um ein allgemeines Geschrei anzustimmen. Eben so verbreitete sich nun in Schweden ein allgemeiner Unwille. Aus allen Gegenden erscholl jezt die Stimme der Klage und die Collegien des Landes bestürmten den Reichsrath mit Vorstellungen der öffentlichen Noth. Nun war der erste Schritt gethan, der Zunder lag vorbereitet und es fehlte nur noch der Funken, der aufglimmen und das Feuer erheben sollte, durch welches hernach das Gebäude der Gegenparthei zerstört wurde. Die Hüte zogen nun den König mit in ihren Plan. Sie verhießen ihm große Versprechungen, indem sie alle Einschränkungen, die der königlichen Hoheit seit 1720

angelegt worden waren, aufheben wollten, sobald sie wieder ans Ruder kämen. Durch diese schmeichelhaften Lokungen glaubten sie um desto sicherer ihre wahre Absicht zu erreichen. Der König nemlich sollte einen außerordentlichen Reichstag zusammenberufen. Auf diesem Reichstag sollte die murrende Stimme des Volks zur bestimmten Sprache kommen, hier sollte das gährende Misvergnügen seine eigentliche Richtung erlangen, hier sollte das Mistrauen, in welches sie die Gegenpartheì gebracht hatten, mit ihrem gänzlichen Sturz sich endigen, und die Mine springen, die man bereits angelegt hatte. Der König begünstigte auch diesen Entwurf, indem er die

Reichsstände zu einer Versammlung einlud. Adolph Friedrich schien nach diesen Umständen die Absicht zu haben an der Uneinigkeit der Partheien das Wachsthum seines eignen Ansehens aufzuziehen und dann, wenn es seine Höhe erreicht haben würde, die morsche Stüze umzuwerfen. Deswegen nahm er selbst Parthei anstatt ihr Schiedsrichter zu werden und unterstüzte den Plan der Hüte, wodurch sein Vortheil gewinnen sollte. Die Müzen die als herrschende Parthei auch in den Besiz der Obergewalt gekommen waren, vertheidigten diese Eroberung hartnäkig bis auf die äusserste Grenze. Sie hatten auch ein misliches Spiel und ihre Wachsamkeit mußte

auf allen Seiten herrschen. Der König, die Landes-Collegien, die Nation vereinigten sich mit ihrer Gegenparthei um wider sie aufzutreten. Vor allen Dingen verweigerten sie dem König durchaus ihre Einwilligung zum Reichstag. Denn sie sahen voraus, welche gefährliche Richter ihrer Herrschaft die Reichsstände wären, sie sahen voraus, daß ein Reichstag der Streich sey, den die Hüte ihrer Staatsverwaltung versezen wollten und daß sie ganz gewiß bei dem Kampf verlieren mußten, weil ihnen das Zutrauen der Nation schon entrissen war. Noch glaubten sie Ansehen genug zu haben, durch ihr bloses Machtwort den ganzen Plan zu vereiteln und hinter der Vormauer ihrer

Regierungsgewalt wenigstens vor jezt sicher zu seyn. Nun war die Frage, ob der König könne einen ausserordentlichen Reichstag ansezen. Jezt sollten also von neuem die Grenzen der königlichen Gewalt bestimmt werden und es kam nun darauf an, ob der König ohne den Reichstag etwas unternehmen könne. Das Gesez sagte darüber nichts, denn es war keines für diesen Fall da. Es blieb daher ganz dem Muth und Entschlossenheit des Reichsraths überlassen, ob jezt die Gewalt des Königs einen Zuwachs erhalten oder ob der Reichsrath auch in diesem Fall das Uebergewicht behalten sollte. Alle Entschlossenheit des Senats aber wurde durch eine Wendung

gebrochen, die der König mit vielem Glük für seinen Vortheil nahm.

Adolph Friedrich legte die Krone nieder. Er erklärte dieß durch den Kronprinz Gustav in dem Reichsrath selbst und ließ es durch eben denselben weiter bekannt machen. Gustav gieng zu Fuße mit seinem gehörigen Gefolg in alle Collegia der Stadt Stokholm, auf das Rathhaus und in das Oberconsistorium und meldete im Namen seines Herrn Vaters, daß nichts mehr unter königlicher Unterschrift oder Stempel ausgefertigt werden dürfe, weil sich der König der Regierung begeben habe. Die Stadt erstaunte, die Strassen wimmelten von Menschen, die den Kronprinz Gustav

begleiteten, alle politischen Geschäfte stunden stille, der Schrek darüber verbreitete sich in das Reich und der Reichssenat war durch diesen Schlag in seinen Grundvesten erschüttert. Obgleich die königliche Unterschrift nur eine bloße Verzierung unter den Reichsbefehlen war, weil sie an sich selbst keine Kraft hatte; so war doch wenigstens dieser Schimmer der Majestät der Nation heilig. Der Königsname hatte seine Ehrfurcht noch nicht so ganz verloren, daß man ihn für überflüßig hielt. Alle Beamten erklärten die Regierung für aufgehoben, weil der König nicht mehr seinen Namen dazu leihen wollte. In dieser Bestürzung verlor indeß der Reichssenat nicht seine Be-

sonnenheit. Er suchte das Schrekbild zu zerstören, als wenn ohne den König keine Regierung bestehen könne, die doch auch mit seinem Namen nicht seine eigene war. Deswegen behauptete er, es sey einerlei, ob der König seine Regierung niedergelegt habe oder nicht; es fehle dadurch blos eine Stimme im Reichsrath, die die Mehrheit der Stimmen nicht aufheben könne: es sey ferner seit 1755 festgesezt gewesen, den königlichen Stempel zu Senatsbeschlüssen zu gebrauchen, wenn auch der König seine Einwilligung verweigert hätte; die Niederlegung der Krone mache also hierinnen keinen Unterschied. Allein die That des Königs war zu neu und kühn, als daß sich

die Gemüther dabei hätten beruhigen lassen, und bei allen Behauptungen des Senats blieb doch der Punkt noch streitig, ob es nicht in des Königs Gewalt stünde, den Gebrauch seiner Siegel aufzuheben. Da der Senat sahe, daß seine Bemühungen, den Entschluß des Königs zu vernichten, fruchtlos waren, versuchte er nun einen andern Weg dazu. Er erklärte: der König dürfe ausser den Reichstagen die Regierung nicht niederlegen. Zugleich gaben sie mit einer künstlichen Spizfindigkeit der Sache folgende Wendung: Wenn der König seinen Antheil an der Regierung aufgäbe; so regierten nicht die Reichsräthe, sondern das Gesez durch die Reichsräthe; dürfe aber

dieses nicht gültig seyn, so wäre die Freiheit in Gefahr. Auch dieser lezte Versuch schlug fehl, und die Collegien, die Häupter der Garnison und der Magistrat von Stokholm drangen in den Reichsrath, sich in den Willen des Königs zu ergeben. Er ward daher gezwungen in die königliche Zusammenberufung der Stände zu willigen und der Reichstag wurde zu Norkiöping auf den 19ten April 1769 festgesezt. Es war nunmehr beinahe gewiß, daß die Parthei der Müzen sich ihrem Untergang näherte. Sie erschwerten und verzögerten aber denselben noch durch alle Mittel, die sie noch in der Hand hatten, ehe sie von dem Schauplaz wichen. Sie suchten dem

Werke des Reichstags ein grosses Hinderniß in den Weg zu legen, indem sie ihn nach Norkiöping ansezten. Norkiöping ist eine Stadt, die wegen ihrer Unbequemlichkeit gar nicht der Ort für eine solche Versammlung war. Zugleich wurden durch diese Entfernung des Reichstags von Stokholm, dem Siz der Regierung, alle Geschäfte erschwert. Die Reichsräthe erschienen auch nicht sämtlich auf dem Reichstag, sondern nur fünfe begleiteten den König und die übrigen blieben zurük. Der zurükgebliebene Theil wollte also gleichsam eine von dem Reichstag unabhängige Regierung unterhalten, um in dieser Veste ihre bestürmte Parthei zu sichern. Eben so brach-

ten sie die Wahl solcher Reichstagsmänner zu Stande, die ihnen ergeben waren, damit sie ihre Sache wenigstens noch auf dem Reichstag zum Besten lenken könnten. Aber die Hüte gewannen dem ohngeachtet den Vortheil über sie dadurch, daß der geheime Ausschuß aus Personen von ihrer Parthei gewählt wurde. An dieser Klippe scheiterten alle Vertheidigungen der Müzen. Die zurükgebliebenen Reichsräthe wurden auf den Reichstag gefordert. Nach ihrer Ankunft wurden ihnen sechs Punkte vorgelegt, worüber sie binnen wenigen Tagen ihre Vertheidigung einreichen sollten. Die vorzüglichsten Anklagen darunter waren diese: daß sie sich der Zusammenberufung

der Stände widersezt, daß sie geäussert hätten, das Reich könne von dem Senat ohne den König regiert werden, und daß ein Theil von ihnen jezt geflissentlich von dem Reichstage weggeblieben wäre. Die Vertheidigung darauf schien selbst ihre Schuld zu verrathen. Sie war nicht einstimmig, mit Betheurungen redlicher Absichten geschmükt und mit Empfehlungen an das Wohlwollen und den Schuz der Stände beschlossen. Sie war deswegen auch nicht vermögend die Beklagten zu retten. Alle Reichsräthe, bis auf die Herren von Hiärne und von Wallwyk wurden ihres Lebens, ihrer Ehre und Güter für verlustig erklärt, aber aus schonender Milde dieses Ur-

theil von den Ständen in so weit verändert, daß sie nur ihre Stellen verloren. Dagegen berief man die auf dem lezten Reichstage abgesezten Reichsräthe von der Parthei der Hüte, die Grafen von Ekeblad, Rosen, Schefer, Seth und die Barone Hamilton, Rudenschiold und Flemming in die erledigten Stellen zurük. Die Sache des Königs schien nach dem mehr als jemals zu triumphiren. Der Reichssenat war erst durch Adolph Friedrichs gewagten Entschluß in die Zusammenberufung der Stände zu willigen gezwungen worden, und nun wurde er du:ch eine gänzliche Absezung streng für seine Widersezlichkeit bestraft und mii ihm die Parthei der Mü=

zen, die dem Interesse des Königs zuwider gewesen war, so lange sie herrschte, zugleich gedemüthigt. Aber dieser vorübergehende Schimmer verflog wieder, ohne daß ein glänzender Vortheil darauf gefolgt wäre. Zwar hatte die Niederlegung der Krone eine fruchtbare Erschütterung erregt, von welcher der König sehr glükliche Folgen für sich erwarten durfte. Die Gemüther waren dadurch zu einem theilnehmenden Eifer für ihn entzündet und wider die herrschende Parthei und den Reichsrath leidenschaftlich erhizt worden. Aber dieser Strom glüklicher Ereignisse wurde in seinem Lauf durch den Umstand aufgehalten, daß der Reichstag auf eigenen Antrieb

der Stände von Norkiöping nach Stokholm verlegt wurde. Dadurch wurden die Verhandlungen unterbrochen, der Eifer kühlte sich ab und die geschlagene Parthei der Müzen gewann Zeit sich wieder zu erholen. Diese hatte noch vor ihrem Fall dafür gesorgt, daß die Reichstagsmänner, die gewählt wurden, meistens von ihrer Parthei waren. An diesem Anhang hielten sie sich nun noch in dem Sturm ihres ungünstigen Schiksals, wie an einem Anker und zugleich blieben sie dadurch mit den Reichstagssachen in Verbindung. Sie waren also immer noch mächtig genug, um sich jedem vortheilhaften Beschluß für das Beste des Königs

zu widersezen. Durch ihre Gegenbemühungen kam ein Plan nicht zu Stande, der der königlichen Hoheit sehr beförderlich war und den der geheime Ausschuß selbst vorgelegt hatte. Die Hauptabsicht dieses Plans lief dahinaus, daß die Regierungsform von 1720 in ihrer Reinigkeit wieder hergestellt würde. Damit wären denn zugleich alle Einschränkungen der Majestät weggefallen, die ihr seitdem gemacht worden waren. Aber dieser Entwurf wurde in der Versammlung aller vier Stände durch die Mehrheit der Stimmen verworfen. Hatten also auch die Hüte den aufrichtigen Wunsch das königliche Ansehn mehr zu erweitern, war auch der Reichs-

tag zu diesem Zwek angestellt, wäre es auch wahr gewesen, daß Frankreich, wie es hieß, vermittelst einer Flotte diese Staatsveränderung hätte unterstüzen wollen; so war doch nunmehr der Zeitpunkt vorbei, wo ein solches Werk ausgeführt werden konnte. Der Sinn der Nation, auf den das Meiste dabei ankam und welcher in leidenschaftlicher, unruhiger Bewegung seyn sollte, war schon wieder zweideutig und lau geworden. Das Misvergnügen, das ihn angefeuert hatte, legte sich wieder und die Königsliebe, die bei seiner Abdankung wie eine schnell auflodernde Flamme aufgewallt war, kühlte sich schon wieder ab. Man hatte Wün-

sche, aber keine Thätigkeit für Adolph Friedrich mehr. Aller Gewinn aus der ganzen Gährung für den König ließ sich auf die beiden Punkte zurük bringen. Die Stände gaben ihm das Recht einen Justizkanzler zu ernennen, welches der Reichssenat nur den Ständen zugestehen wollte und sie übernahmen die Bezahlung seiner Schulden, die sich auf zwanzig Tonnen Goldes beliefen. Während man aber das Interesse des Königs und die Veränderung der Regierungsverfassung auf dem Reichstag aus den Augen ließ, wandte man seine ganze Aufmerksamkeit auf die Verbesserung der Staatswirthschaft. Es ward von dem geheimen Ausschuß ein neuer

Finanzplan vorgelegt, welcher auch, obgleich nach langer Uneinigkeit, angenommen wurde. Dieser Plan zeichnet sich hauptsächlich durch Freigebigkeit aus. Man zahlte ansehnliche Vergütungen denen, welchen unter dem vorigen Reichsrath ihre Gnadengehalte genommen worden waren oder auf andere Weise durch das System der Sparsamkeit gelitten hatten, man machte Schenkungen, starke Vorschüsse und übernahm Schuldenbezahlungen. Der Inhalt des Plans selbst aber bezog sich vorzüglich darauf, daß man wenigstens bis zum nächsten Reichstage keine Bankzettel weiter einziehe und drei Millionen Thaler aufnehme, um die Bankzettel mehr in

Credit zu bringen. Damit beschloß sich ein Reichstag, der mit weitaussehenden Planen war angefangen worden und nichts weiter hervorbrachte als einen unsichern an die Stelle eines drükenden Finanzplanes.

Uneinigkeit nagte an dem Herzen des schwedischen Staatskörpers, und darum war seine ganze Verfassung siech und gebrechlich. Die streitigen Grenzen der Regierungsgewalt zwischen dem Reichsrath und dem König trennten sie beide. Ausser den Reichstagen regierte der Reichssenat, während denselben die Stände, die königliche Majestät blieb ohnmächtig. Selbst die Stände waren unter einander nicht einig. Auf den Versammlungen 1765 und 1769 zog

man in der Sizung des Ritterstandes die Degen gegen einander, um die verschiedenen Meinungen mit blutigen Wunden zu bezeichnen. Der Adelstand erhob sich über die andern drei Stände und wollte sich ein Vorrecht über dieselben geben. Die Reichsversammlung handelte wieder mit dem übrigen Theil der Nation nicht allemal einstimmig und auf dem Reichstag zu Stokholm 1765 mußten Truppen in die Stadt rüken, um die Stände zu deken, weil man befürchtete, von dem drohenden Volke überfallen zu werden. Die ganze Nation überhaupt zertheilte sich in die Partheien der Hüte und Müzen, und der Bauer, der hinter dem Pflug hergieng,

bekümmerte sich eben so um Staatshändel und wählte eine Parthei, als der Staatsmann im Cabinet. Bei allen diesen Verschiedenheiten behielt der Reichssenat doch immer das Ruder. In dem Lauf der Geschichte und mit dem Wechsel der Partheien veränderte es sich zwar dahin, daß die Reichsräthe die Reichsstände fürchten mußten *). Es gelang nemlich auf den leztern Reichstagen bald der einen bald der andern Parthei, sich den geheimen Ausschuß geneigt zu machen und bei demselben

*) Nach den Gesezen war auch der Reichssenat den Ständen verantwortlich und seine Protokolle mußten dem geheimen Ausschuß zur Untersuchung vorgelegt werden.

den Reichssenat in Mistrauen und zum Fall zu bringen. Aber wenn sich auch seine Glieder veränderten; so behielt doch dieser Staatsrath immer das nemliche Ansehen. Beide Partheien behielten die nemlichen Grundsäze der Herrschsucht, es mogte nun die Eine oder die Andere ans Ruder kommen. Hüte oder Müzen wußten, wenn sie Reichsräthe wurden, auf gleiche Weise die Nation zu regieren, und ihr Gebiet gegen die emporstrebende Majestät des Königs zu behaupten.

Gustav hatte nun, seit er in den öffentlichen Geschäften eingeweiht war, Zeit genug gehabt, den Geist der Partheien, ihre Ränke und die geheimsten Triebfedern

der schwedischen Staatskunst kennen zu lernen. Sein Abscheu gegen alle Misbräuche wuchs in eben dem Maaße, in welchem er den traurigen Einfluß derselben auf sein unterdrüktes Vaterland erkannte. Er sahe mit eignen Augen das innere Elend des Reichs, da er eine Reise in die Berggegenden machte. Hier schienen Dürftigkeit und Hunger ihre Hütten aufgeschlagen zu haben. Er traf Menschen an, die in ihren groben Bergkutten kaum so viel geringes Brod sich erwerben konnten, um sich zu sättigen. Bei den Bergwerken hatte man zu wenig baares Geld, um die Arbeiter zu bezahlen und kein Getraide, sie zu ernähren. Kohlen und Pulver waren

zu theuer, als daß man diese nothwendigen Bedürfnisse hätte erkaufen können, und die Werke blieben liegen. Die Bauern zwangen dem Boden höchstens nur so viel ab, als sie zur Ernährung ihres Hauses brauchten und kaum konnten sie auch dieses einbringen, da ihnen oft Vieh und Geräthe für die Bezahlung der Abgaben genommen wurde. Zum Verkauf und Gelderwerb blieb ihnen nichts übrig. Ein solches Schauspiel mußte den künftigen Regenten dieses unglüklichen Landes erschüttern. Im Ausbruch eines gerührten Herzens rief er aus, als er seinen Herrn Vater über diese Materie sprach: „O mein Gott! erbarmen Sie sich ihrer Mitbürger." Man kann auch nicht

zweifeln, daß dieses Bild dem edelmüthigen König Adolph Friedrich vorschwebte, als er in dem Reichsrath seinen unbedingten Entschluß erklärte, die Stände zur Steuer der allgemeinen Noth auf einen Reichstag zusammen zu berufen. Vielleicht trug auch Gustav durch seine Vorstellungen viel zu der Beharrlichkeit bei, womit sein Herr Vater den Reichssenat zur Bewerkstelligung seines Entschlusses zwang. Wenigstens war diese Gesinnung Gustavs Denkungsart ganz ähnlich. Er selbst war das Werkzeug seines Vaters, da er die Krone niederlegte und er betrug sich dabei mit männlicher Besonnenheit. Er laß die Vollmacht, die er von seinem

Vater dazu erhalten hatte, mit unerschrokner Stimme in den Kollegien her. Da in dem Canzeleikollegio der Siegelbewahrer nicht zugegen war, und man ihm die königlichen Wapenstempel nicht übergeben konnte, welche er abforderte; so verbot er mit aller Gegenwart des Geistes bei strenger Verantwortung den fernern Gebrauch derselben. Er fertigte auch sogleich einen Kourier an den Erzbischof von Upsal ab, um ihn von dem Entschluß des Königs zu benachrichtigen, weil dieser die schwedischen Könige krönt. Man bemerkte in diesen und ähnlichen Fällen eine feste Bestimmtheit an ihm und eine schnelle Gewandheit des Geistes, die für ihn dereinst glüklich

werden mußte. Ob er gleich seine frühere Jugend mehr unter Wissenschaften und nachher unter Staatsgeschäften zugebracht hatte; so war ihm doch ein gewisser Muth und Verachtung der Gefahren natürlich, ohne daß er sie von seiner Erziehung angenommen hatte, die mehr wissenschaftlich als kriegerisch war.

Im Jahr 1766 vermählte er sich mit der königlichen Prinzessin Sophia Magdalena von Dänemark. Liebenswürdigkeit ihres Geistes und weibliche Reize vereinigten sich in dieser Fürstin, um sein Herz ganz an sie zu fesseln. Er machte wenige Reisen ohne sie und verlebte glükliche Tage auf seinem Lustschlosse Karlsberg, wo

er sich zu Erholungen aufhielt. Nur einer Reise wegen ausser seinem Vaterland mußte er sich auf einige Zeit von ihr trennen. Sein Bruder Prinz Karl war vorher gereißt, um seiner Gesundheit wegen die Bäder von Aachen zu brauchen. Jezt war er zurükgekehrt und Gustav entschloß sich zu einer ähnlichen Abwesenheit, um seinen Geist mehr auszubilden, seinen Geschmak zu befestigen, fremde Sitten und Einrichtungen kennen zu lernen und seine Urtheile erfahrner zu machen. Die Stände des Reichs, die eben damals versammlet waren, wollten erst nicht in diese Reise einwilligen, aus der sonderbaren Ursache: der Kronprinz mögte dadurch zu einer küh-

nen und freien Denkungsart verleitet und durch die Kenntniß fremder Regierungsformen zu gefährlichen Gesinnungen gegen die Schwedische veranlaßt werden. Nach gegenseitigen Berathschlagungen willigte man aber endlich ein und bestimmte hundert tausend schwedische Reichsthaler zu den Reisekosten, so wie für seinen jüngern Bruder Prinz Adolph Friedrich zehntausend Reichsthaler, mit welchem er im November 1770 unter dem Namen eines Grafen von Gothland und in der Gesellschaft des Reichsraths Grafen von Scheffer von Stokholm abreisete. Er gieng über Copenhagen durch Deutschland nach Paris, wo er zu Anfange des Februars anlangte. Wenige

Tage nach seiner Ankunft wurde er dem König von Frankreich, und der königlichen Familie zu Versailles vorgestellt. Man empfieng ihn an diesem Hof mit großer Auszeichnung und stellte in seiner Anwesenheit viele Ehrenbezeugungen an, um die Theilnahme auszudrüken, die Frankreich sowohl an den schwedischen Reichsangelegenheiten als an der königlichen Familie von jeher genommen hatte. Er betrug sich auch mit einnehmender Anmuth und ausgezeichneter Feinheit und die Franzosen hatten vielleicht nicht die geschmeidige Artigkeit von einem Prinzen des rauhen Norden erwartet, die sie an Gustav bewunderten. Als er einstens mit der Dauphine von

Frankreich von Schwedens Landesart sprach und das ungünstige Klima desselben beklagte, erwiederte die Dauphine unter andern: „aber, mein Gott! wie können Sie ohne Grauen wieder zurükkehren wollen?“ „O Madame,“ antwortete Gustav, „wenn mich auch hier alles entzükt, so berauscht doch dieses Entzüken nicht die Sehnsucht nach meinem Vaterland.“ — „Natürlich, weil Sie eine Krone dort erwartet,“ sagte die Dauphine. — Mit einem ernsten Blik erwiederte Gustav, „Ich liebe mein Vaterland.“ — „Ha!“ sagte die Dauphine: „Ihr Land ist glüklich, Sie verbinden mit französischer Gefälligkeit schwedische Treue.“ — Mitten in

dem Rausch der Freude und unter den Abwechselungen von Bällen und andern Festlichkeiten überraschte die schwedischen Prinzen, Gustav und seinen jüngern Bruder Adolph Friedrich, die traurige Botschaft von dem Tod ihres Herrn Vaters, der ihnen den 12 Febr. Abends durch einen Schlagfluß entrissen war. Es war gerade Kour bey Hofe und der König sehr vergnügt in der Versammlung gewesen. Ohngefehr um 8 Uhr entfernte er sich aus der Gesellschaft in ein Nebenzimmer und klagte über Beklemmung der Brust. Die Königin war ihm sogleich gefolgt, um zu sehen, was ihrem Gemahl zugestoßen sey. Für Bestürzung sank sie sinnlos nieder, da der

König zu ihr sagte: er fühle seinen Tod und verlange seine Kinder zu sehen. Der Leibarzt Rosen war zwar gleich zur Hülfe herbeigeeilt, aber der König starb noch vor Verfluß einer halben Stunde im 61 Jahre seines Alters. Die Königin konnte nur durch einen Aderlaß wieder zu sich gebracht werden. Prinz Karl war auf die Nachricht in Ohnmacht gefallen und die gänze Stadt voll Schreken und Unruhe. Der Reichssenat versammelte sich noch um Mitternacht und hielt seine Sizung bis früh um drei Uhr, wo er dem neuen König und Erbnehmer des schwedischen Reichs Gustav den Huldigungseid leistete. Man ließ sogleich durch umlaufende Schreiben Adolph

Friedrichs Tod im Reiche bekannt machen und durch den Kammerherrn Oernfelt die Prinzen in Paris von dem Verlust ihres Vaters benachrichtigen. Dieser langte den 1 Merz in Paris an und wurde sogleich vor dem Kronprinz gelassen. „Was bringen Sie mir Neues?“ fragte Gustav, als Oernfelt ins Zimmer trat. Der Cammerherr schwieg, sahe aber den Kronprinz bedenklich an. „Gewiß etwas Ausserordentliches?“ fragte Gustav wieder. Ja Ihro Majestät, antwortete Oernfelt. „Ach mein Vater ist todt!“ rief Gustav mit zusammengeschlagenen Händen, weil er an dem neuen Titel, womit ihn der Kammerherr benennte, merkte, welche Veränderung

vorgegangen sey. Er war äusserst gerührt, behielt aber sein Incognito, gieng nicht aus seinem Quartier und ließ die betrübte Nachricht durch den Graf Scheffer nach Versailles an den König von Frankreich melden. Den 15ten Merz kam der Generallieutenant, Baron Pehr Scheffer, von Stokholm an, der dem neuen König die Huldigungsakte überbrachte und die königliche Versicherung der Regierungsform von ihm dagegen empfangen sollte. Der Reichssenat hatte nemlich schon den 13 Febr. von allen hohen und niedern Beamten der Stadt Stokholm und von denen allda sich aufhaltenden Generalen und Officiers den Eid der Treue für Gustav III. schwören

und denselben auf allen öffentlichen Pläzen durch Herolde unter Trompeten und Paukenschall zum regierenden Herrn und König ausrufen lassen. Gustav fertigte nun auf seine Ernennung zum König unverzüglich gleich von Paris aus die verlangte Versicherung durch den nemlichen Generallieutenant Graf Scheffer ab, welche also lautete: „Da ich Kraft der von den Reichsständen festgesezten Successionsordnung von der göttlichen Vorsehung zum Erbnehmer von Schweden, Gotha und der Wenden ausersehen bin; so würde ich nicht glauben der zarten Gesinnung, welche die Reichsstände gegen mich allezeit hegen, recht zu entsprechen, wenn ich nicht sogleich bei

dem ersten Antritt zur Krone, die mir von Gottes Hand und laut vorbenannter Successionsordnung zustehet, Denenselben die kräftigste und unverbrüchlichste Versicherung abgäbe, daß ich mit Leib und Seele sie bei ihrer reinen Lehre und bei ihren wohlerworbenen Freiheiten und Gerechtigkeiten handhaben will. Und da mein Sinn und Begehren von allem entfernt sind, was den Namen von Zwang haben kann; so erkläre ich, mittelst dieser meiner Eidgebundenen offenen Versicherung auf königliche heilige Treue und Gelübde, daß ich nicht allein völlig gesinnt bin, nach allen Theilen mein Reich zu steuern, so wie das schwedische geschriebene Gesez und

die von mir bereits beschworne Regierungsform von 1720 vermögen, sondern daß ich auch den oder die, einen oder mehrere, für Meine und des Reichs verhassesten Feinde und für des Vaterlands ärgste Verräther ansehen will, welcher oder welche, heimlich oder offenbar, oder unter was Schein es auch seyn möge, suchet oder suchen die uneingeschränkte Monarchie oder sogenannte Souveränität wieder einzuführen."

„Und alles dieses, so wahr mir Gott helfe an Leib und Seele." Gegeben zu Paris d. 15 Merz. 1771.

Gustav.

Nachdem Gustav diese vorläufige Erklärung nach Schweden vorausgeschikt hatte, folgte er bald darauf auch selbst nach. Er reisete den 25 Merz von Paris ab und eilte über Brüssel, Braunschweig, Potsdam und Berlin, wo er sich an dem Hofe seines Onkels Friedrichs des Einzigen einige Tage noch aufhielt, den Erwartungen seines Volks und seiner Gemahlin zu. Während er noch auf dieser Reise sich befand, fertigte der Reichssenat schon seine Beschlüsse unter Gustavs Namen aus, nachdem Adolph Friedrichs Namensstempel zerschlagen und die Stüke desselben versiegelt im Reichsarchive niedergelegt worden waren. Die neue Thronveränderung

war denn auf diese Weise in so weit eingeleitet, daß alles nun auf des neuen Königs glükliche Ankunft und erwünschte Gegenwart ankam. Ehe er noch das Reich betrat, leuchteten schon die ersten Schimmer seiner thätigen Sorgfalt voraus, die bald darnach als eine neue Sonne über den unruhigen und verworrenen schwedischen Staat aufgieng. Er erklärte sich nemlich in einem Brief an den Reichssenat, daß er seine Regierung mit Verbesserung der Staatswirthschaft anfangen wolle, und daß die Summe seiner Handlungen die Last heben sollte, welche das schwedische Volk drükte. Ersparung und Einschränkung aller Ausgaben, die nicht höchst nöthig wären,

halte er für den ersten Schritt zu diesem Werke. Aus diesem Bewegungsgrunde ließ er der französischen Schauspielergesellschaft in Stokholm den Abschied geben. Er verbot in gnädigen Ausdrüken die kostbaren Anstalten, die man in Stralsund und Wismar ihm zu Ehren vorbereitete und wollte auch nicht durch die bestimmte Ehrenflotte sich abholen lassen, sondern war entschlossen mit der gewöhnlichen Postjagd von Stralsund nach Ystädt über zu sezen. Durch diese Aeusserungen zeigte er deutlich die Richtung seines Willens an, und wenn auch diese kleinern Ersparungen das Gewicht der allgemeinen Noth nicht viel erleichterten; so waren es doch Beweise seines

wohlwollenden Herzens, das die Nothwendigkeit der Hülfe für eine arme Nation fühlte. Er ließ selbst keine vorübergehende Gelegenheit vorbei, sein patriotisches Wohlwollen auszuüben. In Stralsund beschenkte er aus seiner eigenen Chatoulle die Verunglükten, welche bei dem aufgeflogenen Pulverthurm großen Schaden erlitten hatten mit ansehnlichen Summen. Diese huldreiche Güte, die von Jugend auf unter seinen übrigen glänzenden Eigenschaften hervorstrahlte, erwarb ihm auch alle Herzen. Die Bürgerschaft von Stokholm ließ sich durch seinen Befehl, den er kurz vor seiner Ankunft geschikt hatte, nicht abhalten, die Feierlichkeiten bei seiner An-

kunft einzustellen, welches doch der König wegen des Aufwands nicht haben wollte. Man wurde ungehorsam aus Liebe und Gustav genehmigte es endlich in dieser Rüksicht. Die bürgerliche Reuterei kam ihm auf eine halbe Meile vor die Stadt entgegen, wo er den 30 May mit seinem Reisegefolg und in Gesellschaft der Königin seiner Gemahlin, seiner Prinzessin Schwester und der Reichsräthe, die ihm anderthalb Meilen vor Stokholm empfangen hatten, ankam. Vier Bataillonen Bürger paradirten auf den öffentlichen Pläzen von Stokholm, wo der König vorbei fuhr. Man hatte eine sehr prächtige Ehrenpforte errichtet und in den Straßen nach dem

Schlosse auf beiden Seiten figurirte Tannen angesezt. Sobald der König auf dem Schlosse anlangte, feuerte man aus Canonen und kleinem Gewehr und die Schiffe auf der Rhede lößten ebenfalls ihr Geschüz. Das Volk strömte in Menge zusammen und rief: Es lebe unser König Gustav!

Dergleichen Freudenäusserungen sind zwar nicht jedem Fürsten untrügliche Beweise einer wahren Volksliebe. Sie sind bei Thronveränderungen gewissermassen zur Gewohnheit worden. Man jauchzt dem neuen Regenten zu, oft ohne seine wahren Gesinnungen zu kennen. Neue Erwartungen spannen die Gemüther mit Hofnung und

diese schweift dann in abentheuerliche Einbildungen aus. Jeder fühlt oder glaubt wenigstens einen Druk der vorigen Regierung gefühlt zu haben und meint, daß es mit der Veränderung nicht blos anders, sondern auch besser werden müsse. Eine gewisse Gutmüthigkeit macht, daß man sich den Thronfolger nothwendig mit den besten Gesinnungen denkt und die verneuerte Majestät wirkt mit hellerm Glanze desto stärker auf die Gemüther. Alles dieß vereinigt sich um einen allgemeinen Enthusiasmus in solchen Zeiten hervorzubringen. Aber Gustav konnte die Freuden seines Volks für eine reifere Frucht von dessen Liebe annehmen. Kein Fürst kann bessere

Gesinnungen seiner Unterthanen gegen sich mit auf den Thron nehmen, als Gustav, da er ihn bestieg. Sein Herr Vater genoß dieses Glük nicht in dem Maaße, weil er ein Ausländer war und die Nation deswegen Mistrauen gegen ihn hatte, als hege er Absichten gegen ihre Freiheit. Doch war Gustav nicht eben blos deswegen der Liebling des Volks, weil er ein gebohrner schwedischer Prinz war; sondern noch mehr hatte er durch seine zärtliche Theilnahme an ihrem Schiksal die Herzen an sich gefesselt. Dieses ist der Zauber, mit welchem die Regenten die Menge sicherer beherrschen, als durch ihre Macht. Das roheste Herz schmilzt zu dem feinsten Gefühl, wenn es

seinen Fürsten aufmerksam auf sich sieht. Als Gustav auf seiner lezten Rükreise in Karlskrona landete, besah er die Merkwürdigkeiten dieser Stadt und gieng unter andern auch in die Wohnungen der Matrosen. Es war eben Mittag und sie saßen um den Tisch und aßen ihre Erbsensuppe. Als sie den König erblikten, griffen sie nach ihren Müzen und standen auf. Gustav aber befahl ihnen fortzuessen, indem er sagte: „Ich will euch besuchen und ich habe diese Stunde bestimmt, weil ich euer Gast seyn und eure Suppe versuchen will." Er ließ sich zugleich von einem Matrosen einen Löffel geben, kostete die Suppe und gab ihm denselben mit einem kleinen Ge-

schenk wieder zurük. Der Admiral, der den König begleitet hatte, bot diesem Matrosen für den Löffel hernach zwei Dukaten, weil er als ein Andenken auf dem Schiffe sollte aufgehoben werden. „Ich kann sie nicht annehmen"; sagte der Matrose, „ich mag den Löffel nicht verkaufen, wenn sie mir auch das ganze Schiff und doppelt so viel, als es werth ist, dafür geben wollten; er ist mir zu schäzbar und soll in meiner Familie bleiben; ich werde die Gnade mit der Spize meines Messers, dessen sich Sr. Majestät bedienten, hineinschneiden, und dieß soll meinen Nachkommen ein Denkmal der empfangenen königlichen Gnade bleiben." Gütige Herablassung war also

der Weg, den sich Gustav zu den Herzen seiner Schweden bahnte und dieß lößt das Räthsel auf, wie Gustav die Nation so geneigt zu seiner Staatsveränderung fand. Wie theuer mußte nicht das Leben eines solchen Fürsten seyn, dessen wirkender Geist jezt wie gerufen auf den Thron kam, da Schweden einer neuen Schöpfung bedurfte. Zwar schien ihn der Himmel kurz vor seiner Thronbesteigung dem Reich rauben zu wollen. Da er noch als Kronprinz im Jahr 1769 von Norkiöping zurük nach Stokholm in einer offenen Chaise fuhr, überfiel ihn ein heftiges Donnerwetter und ein Bliz schoß zwischen ihm und dem neben ihm sizenden Kammerherrn

hindurch und tödtete ein Pferd vor dem Wagen. Auch in der Folge gerieth er in ähnliche Gefahr. Als 1772 zu Wenersburg ein Bataillon des westgothischen Dahlregiments seine Uebungen vor ihm machte, hatte ein Theil davon, der von Grenzpostirungen eben zurükgekommen war, noch scharf geladen; weil sie entweder aus Nachlässigkeit oder Ermüdung den Schuß vergessen hatten herauszuziehen. König Gustav hielt vor der Fronte und schon war das Commando zum Feuern gegeben, als ein Soldat äusserte, daß einige Pelotons Scharfschüße führten. Man hielt inne und Gustav entgieng kaum dem drohenden Tod. Eben so wurde er 1776 in seinem Reise-

wagen zwischen Norkiöping und Grypsholm auf einer Anhöhe neben einem Abgrund umgeworfen und nur ein am Rande stehender Baum hielt den Fall auf und rettete den König von dem schreklichsten Sturz. Die Vorsicht schüzte ihn in diesen Fällen, weil sie ihn zu höhern Zweken noch aufbehalten wollte, und nur dann ließ sie ihn durch einen gewaltsamen Tod hinwegreissen, da ihm nicht Zufall, sondern angelegte Bosheit des Mörders denselben zubereitete.

Gustav III.

König von Schweden.

Zweite Periode.

Zweite Periode.

Gustavs Krönung und seine Staatsveränderung.

Adolph Friedrich hinterließ nach seinem Tod den schwedischen Thron unsicherer, als er ihn gefunden hatte und das Reich, dessen Verfassung noch nicht einmal Reife und Festigkeit erlangt hatte, schien sich seinem Falle zu nahen, ehe es den Zeitpunkt seines Flors erreichen konnte. Die Uebel,

an welchen das Reich beinahe seit seiner Entstehung gelitten hatte, nagten noch an seinen Kräften. Der Mangel an baarem Geld und Getraide, der schläfrige Gang aller Gewerbe, der stokende Lauf des Handels, die schwache Bevölkerung und die Ohnmacht des Kriegswesens machten immer noch den Inhalt der allgemeinen Klage aus. Die Verbesserungen, die man in dieser Rüksicht auf den Reichstagen nach einander vorgenommen hatte, giengen gleich dem unfruchtbaren Saamen verloren. Der Wettstreit der Partheien, der Hüte und Müzen, vernichtete jeden wohlthätigen Einfluß heilsamer Entwürfe. Auf jedem Reichstag beinahe wählte man andere Mit-

tel dem Reich aufzuhelfen; jede Parthei hatte andere Grundsäze, die der Gegenparthei widersprachen; mit jedem Reichstag fieng man einen neuen Entwurf an und die schwedische Staatswirthschaft blieb eine gährende, ungeordnete Masse. Diese traurige Gestalt des leidenden Staats vermogte gleichwohl nicht die Häupter desselben zu rühren und sie zur Einigkeit zu bewegen. Es schienen sich beinahe alle Bande der Regierungsform aufzulösen. Wie ausgesäetes Unkraut wuchsen ehrgeizige Wünsche in allen Ständen in unzählbarer Menge auf und jedermann wollte seine Stimme geltend machen. Das königliche Ansehen war so entkräftet, daß es nur noch die Hülfe der

schwedischen Regierung zu seyn schien, und der neue König kam in Gefahr noch grössere Demüthigungen als sein Vorweser zu erfahren, der Sklave herrschsüchtiger Partheien und ein bedauernswürdiger Gegenstand der Nationen zu werden. Nur fürchtete der eine und herrschende Theil der Nation Gustavs hohen Geist, indeß der andere Theil voller Erwartung auf sein Schiksal aufmerksam war, ob er sich würde aus den verworrenen Händeln emporheben können, oder mit denselben zu Grunde sinken müssen. Der Oberste von Gyllenswan behauptete noch auf dem lezten Reichstag in der Sizung des Ritterstandes laut, daß man dem Genie und den hohen Talenten

Gustavs nicht trauen dürfe und hielt es für sehr möglich, daß er für das freie schwedische Reich gefährliche Gesinnungen fassen könne. Noch glaubte man seinen Unternehmungsgeist hinter die Gitter des Eides einkerkern zu können, Kraft dessen er die Aufrechthaltung der Constitution von Paris aus, auf Verlangen des Reichssenats, versichert hatte. Bald ahndete man aber schon darinne etwas von den künftigen Ereignissen. Man war unzufrieden, daß Gustav nur die Regierungsform von 1720 erwähnt, welche er schüzen und erhalten wolle, und die seitdem gemachten Verordnungen verschwiegen, mithin auch nicht zugesichert hatte. So viel war gewiß, daß Gustav alle

Ueberlegenheit besaß, die sich durch keinen Widerstand abschreken läßt. Ohne Furcht und mit Muth ein großes Werk auszuführen mußte Gustav einem Staatsgebäude furchtbar werden, dessen wankende Grundveste seinen Untergang prophezeite. Das Vertrauen der Nation, die große Stüze der bisherigen Regierungsgewalt, war verloren. Das Volk war mit der Reichsversammlung und dem Senat höchst unzufrieden, da es keine Linderung seiner Bedrükungen fühlte. Der größere und leidende Theil sezte seine Hofnung auf den neuen König und wenn Gustav diesen ihm günstigen Volkssinn benuzte; so konnte man im Voraus berechnen, daß ihm

damit jedes Unternehmen gelingen mußte.

Gleich die ersten Schritte Gustavs zum Thron hinterließen unverkennbare Spuren von Vestigkeit und Entschluß. Es zeugte von Pünktlichkeit und Bestimmtheit, daß er im Reichssenat, wo er wenige Tage nach seiner Ankunft Siz als König nahm, erklärte: er werde den Sommer über die ersten drei Tage in jeder Woche den Berathschlagungen beiwohnen und an jeder Mittwoche die Angelegenheiten besorgen, deren Entscheidung unmittelbar von ihm allein abhieng. Er gestattete an den erwähnten ersten drei Tagen jeder Woche Nachmittags allen Personen, die

ein wichtiges Anliegen hätten, freien Zutritt bei sich. Sie sollten sich nur um die bestimmte Zeit im Vorgemach einfinden, wo sie von dem gegenwärtigen Kammerherrn aufgezeichnet und nach der Ordnung, wie sie sich eingefunden, ohne Rüksicht des Standes, bei ihm eingeführt werden sollten. Dadurch vermehrte er das Zutrauen des Volks, das nun eine Freistatt seines Elends bei ihm fand, und eröfnete sich einen tiefen Eingang in die Herzen desselben. Weise verbot er alle Empfehlungen zu Beförderungen, damit er nicht in den scheinbaren Verdacht gezogen werde, als vergäbe er die Aemter nach Gunst. Der Reichsrath hatte von diesem

ungerechten Vorwurf ehemals Gelegenheit genommen, seinem Vater das Recht die Aemter des Reichs zu besezen, welches dem König vermöge der Regierungsform zugestanden war, auf allerlei Weise zu beeinträchtigen. Man gieng sogar so weit, daß man die erledigten Stellen wider den Willen des Königs vergab, indem man, sobald die Wahl des Königs dem Reichsrath nicht gefällig war, die Mehrheit der Stimmen gelten ließ. Die Stände sezten endlich auf dem Reichstag 1755 den Grundsaz fest, daß diejenigen jedesmal zuerst höher befördert werden sollten, welche am längsten in niedrigern Bedienungen gestanden hätten. Gustav ließ sich nicht von diesem

zweideutigen Grundsaz fesseln und besezte, wenigstens die niedern Bedienungen, nach seinem eigenen Gutachten, wobei er sich das Verhältniß wirklicher Verdienste und Fähigkeiten der Personen zur Regel machte. Eine solche Freimüthigkeit sezte alle Gemüther in Furcht, welche auf die königliche Majestät eifersüchtig waren und kündigte jedem Misbrauch einen drohenden Feind an. Seine Thätigkeit brachte seine Gegner zu einer gelähmten Unentschlüßigkeit und er fand auf seiner angetretenen Bahn noch keine Hindernisse. Oder es waren vielleicht seine ersten Handlungen noch nicht entscheidend genug, daß die Widriggesinnten noch nicht gegen ihn aufträten. Aber

diese augenblikliche Ruhe war nur die vorhergehende Stille eines heraufziehenden Gewitters. Auf dem bevorstehenden Reichstag sollte der Kampf beginnen und das Schiksal der Nation und des Königs entschieden werden.

Die Versammlung der Stände zu dem gewöhnlichen Krönungsreichstage war auf den 19 Jun. 1771 angesezt. Die Partheien, die sich in Schriften bisher verfolgt hatten, sollten nun näher an einander gerathen, und die Flamme der Uneinigkeit heftiger auflodern. Der damalige Reichssenat hatte sich bei den unadelichen Ständen sehr verhaßt gemacht, daß er die Bürgerlichen Kraft einer Verordnung

von den obersten Aemtern widerrechtlich ausschloß. Diese Verdrüßlichkeit erbitterte diese drei Stände zugleich gegen den Adelstand. Die Müzen warfen den im Reichssenat herrschenden Hüten ein Vergehen gegen die Geseze vor, daß sie den Huldigungseid für den neuen König eher abgelegt, als sie die Versicherung der Regierungsform von ihm erhalten hätten. Ein Anzeichen, daß sie darauf umgiengen, die Hüte auf dem eintretenden Reichstage um ihren Einfluß zu bringen. Sie behaupteten daher in den vorläufigen Schriften, daß die Regierung ganz allein in die Hände der Stände kommen und der Reichssenat mithin die ausübende Gewalt verlie-

ren müſſe. Zugleich bereiteten ſie ſich vor, ihre Parthei auf dem Reichstag geltend zu machen. Die Beſtechung, dieſe Quelle der Unruhen, welche den ſchwediſchen Patriotismus vergiftete, führte ſie am ſicherſten zum Ziele. Lange, ſeit die beiden Partheien mit einander um den Rang wetteiferten, hatte man ſchon dieſen Weg gewählt, um einander zu hintergehen. Zu einem jeden Reichstage nemlich verſammelten ſich als Abgeordnete des Adelſtandes, die Häupter der adlichen Familien, und von den übrigen Ständen wählte man in jedem Bisthum, Stadt oder Diſtrikt die ſogenannten Reichstagsmänner. Da aber oft die Häupter der adlichen Familien entweder aus

Gemächlichkeit, oder Alters, Schwachheit und anderer Umstände halber nicht selbst den Reichstag besuchten; so gaben sie einem Andern eine Vollmacht, der an ihrer Stelle gieng. Diesen Umstand benuzte der unruhige Partheigeist. Die Anhänger von jeder Parthei suchten solche Vollmachten aufzukaufen und sie wurden feil, da sie insofern ein einträglicher Gelderwerb waren. Eben so konnte man auch durch Geld die Wahlstimmen bei den bürgerlichen Ständen sich verschaffen. Mitten in diesen geldsüchtigen Eigennuz mischte sich aber doch auch eine Art von Gefühl der Vaterlandsliebe. Man verkaufte allemal die Vollmachten und Wahlstimmen lieber und wohl-

feiler an diejenige Parthei, von der man die besten Hofnungen für das Beste des Staats hatte, da indeß die Gegenparthei sie nur durch hohe Preise sich erwerben konnte. Die Hüte schienen daher auf dem bevorstehenden Reichstag keine wichtige Rolle spielen zu können, da die Müzen die mehrsten Vollmachten und Wahlstimmen schon aufgekauft hatten, die sie auch leichter und ohne großen Aufwand erlangen konnten, da die Parthei der Hüte alles Zutrauen bei der Nation verloren hatte. Wenn also die Nation wähnte, auf ihren Reichstag Männer geschikt zu haben, die aus reinem eifrigem Gefühl für das allgemeine Beste redeten; so waren diese Reichstags-

männer Personen, die sich eingekauft hatten, um ihre Parthei in die Höhe zu bringen und die Gegenparthei zu verderben. Der erste Streich, den die rachsüchtige Parthei der Müzen auf dem jezigen Reichstag gegen die Hüte führen wollte, war die Untersuchung wegen der Berufung der Stände zum lezten ausserordentlichen Reichstag. Sie konnte es noch nicht verschmerzen, daß dieser Reichstag ihren Fall befördert hatte, und da sie jezt hoften, die Oberhand wieder zu bekommen; so gedachten sie diese erlittene Demüthigung wieder zu vergelten. Eigentlich sollte vermöge der Regierungsform aller drei Jahre ein festgesezter und gewöhnlicher Reichstag gehalten werden. Nach der

Reichstagsordnung aber wurde auch dem König erlaubt mit Einwilligung des Reichsraths vor Verlauf der bestimmten Zeit einen ausserordentlichen Reichstag ausschreiben zu können. Nur war noch die Frage, unter welchen Umständen dieß verstattet sey und ob der König die Einwilligung des Reichssenats dazu erzwingen könne, wie eben das leztemal der Fall gewesen war. Dieß wurde nur durch die Ausübung bestimmt, ausserdem blieb es noch zweideutig und man konnte es eben so gut für recht, als gehässiger Weise für unrecht erklären. Die Müzen wählten zur Befriedigung ihrer Rache das Leztere. Jedoch verzögerte man schüchtern diesen Schritt,

den ihre Leidenschaft gern beschleunigt hätte, weil die Untersuchung auch gegen den verstorbenen König hinausgelaufen wäre, dessen ehrwürdiges Andenken man nicht noch im Tode beunruhigen wollte. Die Hüte verloren bei allen diesen ungünstigen Aussichten den Muth noch nicht. Sie schonten die Empfindlichkeit des Königs und suchten ihn sich günstig zu erhalten; aber sie blieben dennoch ihren alten Gesinnungen in den Schriften, die sie ausstreuten, treu, daß die oberste Gewalt in den Händen des Reichssenats erhalten werden müsse. Nur ein Theil von ihnen rieth die Vermehrung der königlichen Gewalt an, und dieser wurde bald darauf unter

dem Namen einer dritten Parthei, nemlich der Hofparthei, bekannt. Je mehr sich aber die Mishelligkeiten ausbreiteten, desto mehr zeigte Gustav eine gefällige Mäßigung. Er war so weit von seinem eigenen Vortheil entfernt, daß er seinen Plan nicht darauf anlegte, um bei der herrschenden Uneinigkeit seine eigene Macht zu vermehren, sondern nur sorgte, wie er diese unglüklichen Spaltungen zum Wohl des Reichs vereinigen mögte. In der richtigen Meinung, daß die Trennung der beiden Partheien das größte Hinderniß jeder Landesverbesserung sei, gieng er damit um, sie zu vereinigen. Er entwarf zu diesem Zwek einen Vergleich, worinnen die strei-

tigsten Punkte geebnet und die verschiedenen Gesinnungen einander näher gebracht wurden. Der Hauptinhalt dieses Plans bestand darinne: Die Abweichung ihrer beiden Systeme wegen der Staatswirthschaft zu vergleichen und ein gewisses Verhältniß zwischen ihnen sowohl im Reichssenat, als auch auf dem Reichstag herzustellen. Gustav schlug daher neue Grundsäze zu einem Staatssystem vor, welches das Mittel zwischen beiden Partheien halten sollte. Nemlich vor allen Dingen sollte das Kriegswesen in gehörigen Vertheidigungsstand gesezt werden, damit Schweden sein Ansehn unter den europäischen Mächten wieder erlange. Die Fabriken

und Manufakturen sollten durch Vorschüsse aufgemuntert werden, aber mit der Einschränkung, daß man dem eigentlichen Wesen derselben dadurch aufhelfe und nicht die Lüderlichkeit leichtsinniger Personen nur damit bestärke. Besonders aber solle der Akerbau, der bisher von der Regierung vernachläſsigt worden sey, vorzügliche Sorgfalt genießen. Die Ausgaben sollten in ein Verhältniß mit den Einkünften gebracht werden und aller Aufwand, der nicht unumgänglich nothwendig sey oder zur gegenseitigen Vermehrung der Einkünfte diene, unterbleiben, damit man die Bürde der zeitherigen schweren Auflagen den Unterthanen erleichtere. Ferner

solle man die Schulden zwar zu tilgen suchen, aber zugleich für das Daseyn wahrer und klingender Münze sorgen, ehe man das Papiergeld einzöge. Endlich solle die Freiheit der Presse ungehindert und ohne Einschränkungen noch ferner ausgeübt werden, damit die Bürger des Staats einander unterrichten und belehren könnten und der Zustand der Nation bekannt werde. Man bemerkt in diesen Angaben Gustavs weise Kenntnisse, weil er sich in den rechten Gesichtspunkt stellte, von welchem sich beide Partheien zu weit entfernten, und seine Vorschläge nach den Bedürfnissen des Staats abmaß. Keine von beiden Partheien hielt die Mitte zwischen Auf-

wand und Sparsamkeit, sondern beide schweiften aus Widerspruch gegen einander leidenschaftlich über die Grenzen. Die Hüte hatten, so oft ihre Anhänger im Reichssenat am Ruder saßen, das Kriegswesen bis zur Ueberlast erhöhet, weil sie dem Reich einen Schein von Macht geben wollten, und durch Frankreichs Antreiben in verschiedene Kriege verwikelt wurden; sie hatten zur Aufmunterung der Gewerbe unnöthige Summen an ausschweifende Projektmacher verschwendet, übermäßige Ausgaben zu Kriegen, Gnadengehalten und prächtigen Bauen gemacht, und durch ungegründete Vermehrung der Bankzettel das Reich verschuldet. Die Müzen hin-

gegen fiengen sogleich an, da sie den Reichsrath mit ihrer Parthei besezten, Truppen abzudanken und das ganze Kriegswesen in einen wirklichen Verfall sinken zu lassen, die Vorschüße und Belohnungen für die Manufakturen und Fabriken einzuziehen, grosse Ausgaben bis zur Kargheit zu vermeiden, die Bankzettel mit Gewalt zu vermindern, ohne daß sie baares Geld dagegen hatten, und durch unzwekmäßige Auflagen die Einkünfte zu vermehren. Sonach glaubten die Müzen durch Genauigkeit dem Staat aufzuhelfen und behaupteten, daß man erst Kräfte haben müsse, ehe man mächtig scheinen wolle; die Hüte im Gegentheil wollten durch Betrieb-

samkeit und heftige Bewegung der Staats-maschine den Druk der allgemeinen Last weniger fühlbar machen, und ihn endlich ganz abwälzen. Die Müzen giengen von einem richtigen Grundsaz aus, nur irrten sie in der Anwendung. Der Staat verlangte Sparsamkeit, aber durch ihre Uebertreibung verhinderten sie die nüzliche Betriebsamkeit. Die Hüte baueten auf einem wankenden Grund, aber ihre Thätigkeit war lobenswerth. Sie wollten alles in Bewegung sezen, nur die innern Kräfte fehlten dazu. Gustav neigte sich zu dem Grundsaz der Müzen, verband aber damit die Ausübung der Hüte. Die Freiheit der Presse, die erst kürzlich eine neue

Streitigkeit geworden war, wollte er für jezt durchaus nicht fallen lassen, weil sie ihm selbst dienlich seyn konnte. Dadurch gelangte er zu einer vollständigen Aufklärung über den Zusammenhang der verschiedenen Gesinnungen, welche ihm sonst verborgen geblieben wäre. Auch schien sie keiner Parthei verwerflich zu seyn, da sie sie beide als ein vortrefliches Hülfsmittel brauchten. Denn die Freiheit der Presse brachte eine Menge fliegender Staatsschriften ans Licht, in welchen jedermann die Grundsäze der Parthei anprieß, welcher er günstig war. Nur der herrschenden Parthei wurde sie ein Dorn. Weil die Schriften die Waffen waren, womit die Par-

theien ausser den Reichstagen einander bekriegten; so gebrauchte dieselbe besonders die unterdrükte, um die herrschende zu untergraben. Es kamen daher solche Schriften von der Gegenparthei heraus, die die herrschende verdächtig machten und deswegen wollte diese die Drukfreiheit auf allerhand Weise einschränken. Indessen nahmen die übrigen Anhänger dieser Partheien in den bürgerlichen Ständen diesen Vergleich nicht an, und ausser andern Ursachen besonders deswegen, weil sie nicht darum befragt worden waren; ob ihn gleich die Häupter derselben aus dem Adelstande unterschrieben. Besonders gefiel keiner Parthei die Einführung eines Gleichgewichts im Reichssenat.

Der König hatte nemlich im Sinn, die Stellen im Reichssenat so zu vertheilen, daß die eine Hälfte von der herrschenden und die andere von der Gegenparthei besezt würde. Um dieses zu bewerkstelligen sollten einige Reichsräthe freiwillig abdanken, weil die Hüte alle Stellen im Senat, bis auf zwei noch inne hatten, die durch Absterben erledigt worden waren. An deren Statt nun sollten Anhänger von der Parthei der Müzen eingesezt werden, damit dadurch eine gewisse Gleichheit hergestellt würde. Zum geheimen Ausschuß auf dem Reichstag sollte aber nur der dritte Theil der unterliegenden Parthei erwählt werden. Bei beiden Partheien fand man

dieß nicht nach Wunsche. Die Hüte, die auf dem Reichstag unterzuliegen fürchteten, willigten nicht ein, weil sie sich zu sehr zu schwächen glaubten, wenn sie die Hälfte der Stellen im Reichssenat freiwillig weggäben und dann im geheimen Ausschuß als die unterliegende Parthei nur mit dem Drittheil zufrieden seyn sollten. Die Müzen waren nicht zufrieden, weil sie mit den Hüten nicht blos in Gleichheit stehen, sondern das Uebergewicht über sie haben wollten. Man kann nicht bestimmen, ob Gustav noch diesen Vergleichsentwurf zu einer allgemeinen Genehmigung würde gebracht haben; verdient hätte er wenigstens diesen glüklichen Erfolg, sowohl wegen der

edeln Bewegungsgründe desselben, als auch seinem durchdachten Inhalt nach. Izt hemmten andere Zwistigkeiten die fernere Ausführung desselben und die immer weiter einreissende Uneinigkeit nöthigte den edeln König andere Maasregeln zu ergreifen, als Güte und Vergleich.

Die Abgeordneten zum Reichstag trafen nunmehr in Stokholm ein und die Versammlung nahm den 13 Jun. ihren Anfang. Es wurden zuerst die Sprecher und der Landmarschall gewählt, und mit diesen begaben sich die Stände der Gewohnheit nach zum König und der königlichen Familie, um dort ihre Aufwartung zu machen. Gustav zeichnete sich auch bei dieser Gelegenheit

aus, indem er die Anrede selbst beantwortete, da es sonst durch dem Kanzleipräsidenten geschehen war. Auf dem 25 Jun. nahm der eigentliche Reichstag mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten den Anfang und Gustav eröfnete ihn mit einer Rede, die die erste war, welche seit Gustav Adolph ein schwedischer König an die Stände gehalten hat. Beredsamkeit und edle Gesinnungen sprachen in dieser Rede von seinen Lippen und der Wunsch der Einigkeit und des Besten beseelte seine Worte. Welche Freude mußte es für die Nation seyn, einen König zu hören, der so uneigennüzig dachte und seinen jugendlichen Ehrgeiz in den Grenzen lauterer Vaterlandsliebe mäßi-

gen konnte! „Ich mag mir nicht eure Uneinigkeit zu Nuze machen", sagte er zu den Häuptern der beiden Staatspartheien, als er ihnen seinen Vergleich vorlegte, „ich verlange nur Eintracht und Bruderliebe von euch." Aber ausschweifender Freiheitssinn hatte die Gemüther bethört, daß die Vorstellungen ihres Königs wie leere Laute verschwanden. Hätte Beredsamkeit diesen Sturm besiegen können; so wäre dieß der größte Triumph für diese Kunst gewesen. Den Tag nach der Eröfnung des Reichstags wurde der geheime Ausschuß gewählt. Von jeder Bank des Ritterstands nemlich werden drei Personen durchs Loos herausgezogen, welche zusammen Bank-

männer heißen und diese wählen den Ausschuß, der aus 50 Mitgliedern besteht und an welchen der Bauernstand keinen Antheil hat. Er wurde von den Ständen auf den Reichstagen deswegen errichtet, um über die Freiheit der Nation zu wachen und sollte aus den aufgeklärtesten und redlichsten Mitbürgern bestehen. Eine unumschränkte Gewalt bewafnete diese ehrwürdige Versammlung und heilige Verschwiegenheit ruhte auf ihren Verhandlungen. Sie statteten den Ständen nur Bericht über die Beschlüsse ab, die sie über die wichtigsten Staatsgeschäfte genommen hatten. Der Reichssenat erhielt aber von ihnen die Verhaltungsbefehle wegen der

Regentschaft zwischen den Reichstagen, welche das Testament des geheimen Ausschusses hießen.

Die erste Reichstagssache, die in Vortrag kam, betraf die Wiedereinsezung der auf dem vorigen Reichstage verabschiedeten Reichsräthe. Sie ward von dem Generalmajor Klingsporre in einem Memorial in Vorschlag gebracht und von dem geheimen Ausschuß so beschlossen, daß jezt nur zween davon in die zwei erledigten Stellen aufgenommen wurden, die übrigen aber folgen sollten, wenn mehrere Stellen eröfnet würden. Mit diesem Beschluß schien der Vergleichsvorschlag des Königs zwischen den Partheien wirklich oder

doch einigermaaßen ausgeübt zu werden. Aber Gustav verweigerte die Unterschrift unter die Diplome für die wiederangenommenen Reichsräthe, weil Ausdrüke darinne vorkamen, welche die Asche seines Vaters beleidigten. Man hatte bei Erwähnung ihrer vormaligen Verabschiedung die Geschichte des vorigen Reichstags und seiner Veranlassung berührt, Vieles als gesezwidrig getadelt und von allerhand listigen und gefährlichen Absichten geredet. Gustav ließ deswegen die Sprecher der Stände vor sich kommen und erklärte ihnen: „daß er gar wohl die Gerechtsame der Stände kenne und wisse, wie weit sie gehen könnten. Er kenne aber auch die köni-

glichen Rechte, weil er ein gebohrner Schwede sey und er würde sich nichts aufdringen lassen, was dem rechten Sinn der Regierungsform entgegenlief. Deswegen könne er nicht solche Ausdrüke unterschreiben, die seine Ehre eben so angriffen, als die Ehre seines Vaters." Eine solche Entschlossenheit überraschte sie, weil sie solches nicht erwartet hatten und sie suchten sich nur durch die Antwort zu erhohlen: daß sie seinen Entschluß den Ständen vortragen wollten. Die Sache wurde aber durch die Begräbnißfeier des verstorbenen Königs unterbrochen, die mit aller Pracht den 29ten Jul. vollzogen wurde. Man erwartete indessen mit aufmerksamer Begierde wie

diese erste Irrung des neuen Königs mit den Häuptern des Staats sich endigen würde. Die Stände waren über Gustavs Weigerung betreten und der Reichsrath wurde noch unruhiger, da er in der Versammlung desselben eine empfindliche Erklärung seiner Gesinnungen übergab. Demungeachtet schien man sich zu keiner Abänderung jener anstößigen Ausdrüke verstehen zu wollen und König Gustav ließ nun eine sehr nachdrükliche und lebhafte Schrift dem geheimen Ausschuß vorlegen, die sowohl durch den Ausdruk der zärtlichsten Verehrung gegen den Schatten seines Vaters, als auch durch den raschen Ton edler Freimüthigkeit sich auszeichnet.

„Es ist die Sache" spricht er, „worü„ber ich heute mich zu äussern genöthigt „sehe, für mich die empfindlichste, die im „Anfange und vielleicht in dem ganzen Lauf „meiner Regierung sich zutragen kann. „Mein Gewissen ist für mich das kräftigste „Zeugniß, daß meine Absichten rein, für „das Heil des Reichs wohlgemeint, und „auf desselben Ehre eifrigst gerichtet sind. „Erhoben auf den schwedischen Thron, da „ich es am wenigsten erwartete, habe ich „gleich nach meiner Rükkehr in mein Va„terland von einer auswärtigen Reise, da„hin getrachtet, mich des von der Vorse„hung mir bestimmten Berufs würdig zu „machen und so viel auf mir beruhet, die

„Glükseligkeit meines Reichs zu befördern.
„Ich opfere alle eigene Absichten, denen
„ich als König Raum geben könnte, auf;
„und seze meinen größten Ruhm in die
„Ehre über ein freies und einträchtiges
„Volk zu regieren. Diese Absicht ist bis
„auf diese Stunde die Richtschnur meiner
„Handlungen gewesen. Sie wird stets
„die einzige seyn, welche von nun an
„mein Betragen leiten soll. Weit entfernt
„die Beobachtung der von den Reichsstän-
„den gegebenen Vorschriften zu hindern,
„werde ich sie vielmehr, so viel auf mich
„ankömmt, befördern und besonders als-
„dann, wenn sie etwas dazu beitragen,
„die Beschwerden zu heben, und den Kla-

„gen, welche die Nation gedrükt haben,
„abzuhelfen. Ich versichere, daß ich es
„mit vielem Vergnügen sehen werde, wenn
„die vorigen Reichsräthe wieder zu ihren
„Sizen gelangen, zumal da ich glaube, daß
„solches zur Wiederherstellung der Ruhe dien=
„lich seyn werde. Allein so aufrichtig meine
„Absichten und so eifrig dieselben für das
„Wohl meines Vaterlandes sind, so wenig
„müssen die Herren Reichsräthe sich über die
„billige Weigerung, so ich hege, wundern,
„meinen Namen unter solche Ausdrüke zu
„sezen, die zum Theil das Andenken meines
„Vaters und meine eigne Ehre angreifen, be=
„sonders das Andenken eines Herrn, welchem
„wir nur vor wenig Tagen das Geleite zu sei=

„nem Grabe gegeben und welchem nach gött„lichen und menschlichen Gesezen, noch mehr „aber nach meinem Herzen, ich als Sohn und „Unterthan so vieles schuldig bin. Dasjenige, „was sich im Decbr. 1768 zugetragen, ist „überall im ganzen Reiche, ja in ganz Europa „bekannt. Der Hochselige König hatte „daran, um nicht von mir selbst zu reden, „so großen Antheil, daß alles, was die „Sache angeht, zugleich desselben verehrte „Asche und desselben Ehre weit mehr an„greift, als daß ich nicht den empfindlich„sten Theil daran nehmen sollte. Dieses ist „auch das Einzige, das mich hat veran„lassen können, einen Schritt zu thun, „der die Herren Reichsräthe und die Reichs-

„stände bekümmert. Ich kann die nun auf-
„geklärten Umstände nicht anders auslegen,
„als daß solche dasjenige berühren, was
„sich als eine Folge von dem Herabsteigen
„des Hochseligen Königs vom Throne und
„dem zu Norkiöping zusammenberufenen
„Reichstage zutrug, ingleichen was die
„Reichsstände in Ansehung dessen gegen den
„König durch eine gesezmäßige Akte den
„29ten Mai 1769 geäussert haben. Ich
„bin schuldig Leib und Blut für mein Va-
„terland und meine Unterthanen aufzuop-
„fern, aber so wenig ich von ihnen fodern
„kann, ihre Ehre für mich oder das Reich
„aufzuopfern, so wenig können sie von mir
„fodern, daß ich für sie die Meinige auf-

„opfern sollte. Es würde gewiß auch die„selbe aufs Spiel gesezt, und Gottes so„wohl, als der Natur Gesez und das erste „besonders gebrochen werden, im Fall ich „nunmehr mit dem ersten Schritt zum „Thron auf einige Weise das Andenken „meines Vaters oder eine That, die von „der Nation durch ihre Gevollmächtigten „bekräftigt worden, und die Europens „ehrenvolle Bewunderung erweket, verdun„keln wollte. Die Herren Reichsräthe kön„nen zwar über meinen Vorsaz bekümmert „seyn, sie müssen aber den Grundsaz, „der mich leitet, billigen. Ich erkläre „noch einmal aufs kräftigste, daß nicht „die Sache, sondern die Ausdrüke es

„sind, weswegen ich meine Unterschrift „verweigere."

Die Stände erklärten darauf, daß es mit jenen Ausdrüken in der That nicht übel auf den verstorbenen König gemeint sey, und das es ihnen frei stünde über die Handlungen des Königs so wie über die Ereignisse der Regentschaft ihre Meinung zu sagen. Abgeändert wurde nichts, weil die Grundgeseze nicht verstatteten, dasjenige zu ändern, was die Stände einmal beschlossen haben. Gustav unterschrieb endlich, jedoch mit einem widrigen Gefühl. Er empfieng hier die erste Wunde von dem hochfahrenden Stolz der Widriggesinnten, so wie im Gegentheil die Stände durch sei-

ne Bestimmtheit mistrauischer wurden, als vorher. Natürlich entstand bei ihnen nun der Gedanke, sich gegen ihn sorgfältig zu verwahren. Die königliche Versicherung, die Gustav von Paris aus von sich gegeben hatte, schien ihnen noch nicht sicher genug. Jeder König mußte eigentlich vor seiner Krönung die Gewähr leisten, und versprechen, daß er die Regierungsform unangetastet lassen und sie schüzen und erhalten wolle. Diese Verschanzung, hinter der sich Ehrgeiz und Herrschsucht verbargen, glaubten sie nun durch allerhand engere Bedingungen izt noch mehr bevestigen zu müssen. Sie verlangten daher von Gustav vor seiner Krönung noch eine

neue königliche Versicherung, gleichsam wie aus einer furchtsamen Aengstlichkeit, die nur durch wiederholte Versicherungen sich beschweigen läßt. Der geheime Ausschuß sezte sie auf und übergab sie einem kleinern Ausschuß, der aus acht Edelleuten, vier Priestern, vier Bürgern und vier Bauern bestand. Dieser gieng sie durch und gab sie dem geheimen Ausschuß wieder zurük, welchem zu diesem Geschäft fünf und zwanzig Glieder des Bauernstandes zugeordnet wurden. Endlich kam sie in die volle Versammlung der Stände. Diese sezte wieder einen besondern Ausschuß nieder, um über diese nunmehr entworfene Versicherungsakte zu rathschla-

gen. Es kamen von derselben noch ein paar bedenkliche Zusäze dazu, die eben so von Unzufriedenheit über Adolph Friedrichs Niederlegung der Krone, als von eifersüchtigen Besorgnissen gegen den neuen König Gustav und von Erbitterung der bürgerlichen Stände gegen den Adel zeugten. Es sollte nemlich dem König förderhin nicht mehr frei stehen, die königliche Würde in Abwesenheit der Reichsstände niederzulegen und einige Tage darauf wieder anzunehmen um den Reichssenat zu nöthigen, daß er in die Zusammenberufung der Stände oder in irgend eine andere Sache willige und die Officiers und Beamten, die sich in solchem Fall dem Gehorsam

des Senats entziehen und dem König in dergleichen Absicht beistehen würden, sollten für unfähig erklärt werden, der Krone jemals zu dienen. Eben so wurde festgesezt, daß alle Officiers und Beamte, die nicht von Adel wären, auch solche Ehrenstellen bekleiden sollten, von denen man sie bisher ausgeschlossen hatte. Diese Bedingung bezog sich auf die Behauptung des Reichssenats, daß die höhern Ehrenstellen allein dem Adel offen stehen sollten. Während nun die Stände neue Fesseln für Gustav in der neuen Versicherungsakte schmiedeten, wurden sie über diesem Geschäft selbst unter einander uneinig. Es war eine Saite dabei berührt worden, wel-

che dem Adel sehr mistönend schien. Der unglükliche Geist der Spaltung zerriß nun auch die Bande der Stände. Die bürgerlichen Stände kamen nemlich bei dem allgemeinen Entwurf, die königliche in genauere Grenzen einzuschliessen auf den Gedanken, sich zugleich bei dieser Gelegenheit in ein gleiches Verhältniß mit dem Adel zu erheben, und die Scheidewand niederzureissen, die sie von ihm trennte. Unstreitig hatte bisher der Adel ein unverkennbares Uebergewicht in seinem Ansehn über die bürgerlichen Stände gehabt. Schon bei der Stiftung der Regierungsform von 1723 hatte sich dieser Stand ansehnliche Vorrechte zu erwerben gewußt.

Unter andern war ihm alle Freiheit zum nnländischen und ausländischen Handel verstattet, er sollte die ersten Ansprüche auf die vornehmsten Staatsbedienungen haben, adeliche Güter sollten wieder eingelöset werden können, wenn sie konfiscirt würden, zugleich dürfe jeder Edelmann sich ausser Landes niederlassen und seine Einkünfte und Nuzungen unverhindert, und nur mit Abzug des Zehnten ziehen können. Schon damals hatte sich der Bürger- und Bauernstand hartnäkig gegen diese Vorstellungen aufgelehnt, und sie wurden noch erbitterter, da die Adelichen ihre Vorzüge noch weiter ausdehnten und die Bürgerlichen gänzlich von den höchsten Ehren-

ämtern ausschlossen. Der Priesterstand konnte zwar nicht mit den nemlichen Ursachen gegen die Ritterschaft auftreten, denn auch dieser hatte bei Gründung der Regierungsform vortheilhafte Freiheiten erlangt; aber es waren doch einige ihnen wichtige Punkte in der jezigen Versicherungsakte, die er gegen den Adel glaubte behaupten zu müssen. Ueberhaupt aber beseelte ein gemeinschaftliches Misvergnügen alle diese drei bürgerlichen Stände, weil sie bei Gustavs Vergleichsvorschlag der beiden Partheien, den die adlichen Häupter derselben angenommen hatten, nicht um ihre Zustimmung befragt worden waren. Der Adelstand bot nun sein ganzes Ansehen auf, um

diese aufschwellende Fluth des bürgerlichen Gemeingeistes aufzuhalten. Er behauptete, daß die königliche Versicherung unverändert bleiben müsse, wie sie vorher gewesen sey. Da die andern Stände dieses nicht gelten lassen wollten; so suchte die Ritterschaft die ganze Sache wenigstens zu verschieben. Die königliche Versicherung sey ein Fundamentalgesez, es könne zwar eine Veränderung desselben in Vorschlag gebracht werden, aber sie dürfe nach einer eigentlichen Reichstagsverordnung (von 1766) nicht eher vorgenommen werden, als den nächstfolgenden Reichstag. In einer andern Vorstellung äußerte der Adel, daß man die Krönung eines Kö-

nigs nicht aufhalten müsse, der wegen seiner königlichen Tugenden und preißwürdigen Eigenschaften von allen Einwohnern des Reichs geliebt würde und man wünsche daher die Streitigkeiten über die königliche Versicherungsakte der Verzögerung halber aufzuheben. Diese Geneigtheit des Adels für den König war eine Folge von der Nothwendigkeit eigener Gefahr. Die Erhaltung seines Vorzugs hieng mit dem königlichen Ansehen nun auf das genaueste zusammen und er mußte sich mit der Sache des Königs verbinden, da ihn die Spaltung des gemeinschaftlichen Interesse von den Ständen losgerissen hatte. Diese günstige Wendung des vornehmsten Theils der

Nation und die große Trennung desselben von den übrigen Ständen, welche das ganze Gebäude der Regierungsform erschütterte, hätte Gustav vielleicht mit großem Glük für ehrgeizige Absichten benuzen können. Aber er schien diese Umstände mit großmüthiger Gleichgültigkeit vorüberzulassen. Seinen einmal angenommenen Zwek, nur die Einigkeit herzustellen, hielt er auch in diesem Zeitpunkt fest und begnügte sich mit den rühmlichen Bemühungen, denselben zu erreichen. Er ließ deswegen die Sprecher der drei bürgerlichen Stände und den Landmarschall von der Ritterschaft vor sich kommen und erklärte ihnen in einer bündigen Rede seinen herzlichen Wunsch,

daß diese Streitigkeiten beigelegt wer-
den mögten, wozu er ihnen auch aller-
hand Vorschläge that. Unter andern Be-
wegungsgründen gab er ihnen auch zu ver-
stehen, in welcher Gefahr ihre Freiheit
durch solche Uneinigkeit sey, und daß Er
sich derselben bedienen könne, wenn Er
weniger gewissenhaft wäre. Durch diese
Handlung beleidigte er aber den Stolz
der Reichsstände schwer. Sie ließen über
den Hofauditeur, der die erwähnte Rede
des Königs in Druk gegeben hatte, eine
gerichtliche Untersuchung anstellen und den
Reichsräthen wurde es hart verwiesen, daß
sie als dem König zugeordnete Räthe dies
widerrechtliche Betragen desselben zugelas-

sen hätten. Selbst die Ritterschaft war ohngeachtet ihres genauern Verhältnisses mit dem König nicht einstimmig damit zufrieden. Ein Theil wollte dem König eine Dankaddresse für seine guten Gesinnungen feierlich zustellen, der Andere widerrieth es aber durch die Mehrheit. Es gab sogar Personen, welche selbst über Gustavs uneigennüzige Gleichmuth die misgünstige Bemerkung machten: daß er Vieles von dem, was er izt zugestehe, vielleicht nur für einen vergänglichen Zoll ansähe, welchen er der gegenwärtigen Hize der Gemüther mit dem Vorsaz erlege, ihn bei künftiger Gelegenheit wieder zurük zu nehmen. Die bürgerlichen Stände beharrten nach-

dem in ihrem Vorsaz, widerlegten die Gegenvorstellungen des Adels durch willkührliche Einwendungen und verweigerten alle weitere Verhandlungen darüber mit einer Beharrlichkeit, die ihnen nur ihr triumphirendes Uebergewicht eingab.

Unentscheidend schloß sich daher im December der Reichstag auf dieses Jahr (1771). Dieser unterbrechende Stillstand desselben gab den Kämpfern einige Augenblike Ruhe, um mit neuen Kräften und neuen Zwisten, das folgende Jahr und den fortgesezten Reichstag wieder anfangen zu können. Doch auch in dieser Pause hörte der Krieg nicht ganz auf. Die Partheien fuhren fort unter dem Schuz der

Preßfreiheit Schriften auszustreuen, in welchen sie Verläumdungen und Vorwürfe wie Bannstrahlen wider einander schleuderten, wodurch die Erbitterung immer vergrößert wurde.

Mitten unter diesen Unruhen schien Gustav nachgiebig zu harren, bis ihn die Krone zu thätigern Rollen einweihen würde. Jezt war seine Regierung noch eine Art von Muße, in welcher sein Geist in friedlicher Eingezogenheit mehr sich selbst lebte. Er hatte im Sommer dieses Jahrs den Gesundbrunnen zu Loka gebraucht, und widmete einige Monate seinen Lustschlössern und dem Nachdenken auf Verbesserungen Seine ganze Thätigkeit webte noch blos in

Entwürfen und Gedanken, deren Ausführung spätern Zeiten aufgehoben blieb. Nur ein einziger Gegenstand schien ihm zu wichtig, als daß seine Sorge dafür länger sollte aufgehalten werden. Einem Lande, das mehr Eisen statt des Goldes seinen Bewohnern liefert, mußte die Verfertigung von Eisenwaaren eine blühende Frucht seines Fleißes und ein glüklicher Gebrauch seiner Schäze werden. Gustav bewog daher die Reichsstände eine Stadt für die Künstler und Arbeiter in Stahl und Eisen auszusuchen und zu privilegiren. Eskiltuna eine Stadt am Mälarsee ward am bequemsten dazu befunden, weil sie Wasser und Waldungen in der Nähe, wohlfeile

Lebensmittel in ihrer Mitte hatte und schon durch andere Manufacturen belebt war. Dahin wurden nun die Arbeiter und Künstler dieses Metalls eingeladen und mit ansehnlichen Vortheilen beschenkt, und der Erfolg rechtfertigte dieses Unternehmen.

Der Reichstag fieng das folgende Jahr gleich mit den alten Händeln wieder an. (d. 15 Jan. 1772) Die gegenseitigen Verhandlungen verzögerten die Bestätigung der Versicherungsakte, bis endlich der Adelstand gewissermaßen nachgab, und sich mit den übrigen Ständen verglich. Er durfte nicht wagen, sich weiter zu widersezen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, daß die Sache ohne seine Zustimmung und zu

seinem größern Nachtheil abgeschlossen würde. Die bürgerlichen Stände fiengen schon an dem Adel ihre Gewalt und Eigenmacht zu zeigen und machten wider Willen desselben den Bürgermeister von Stokholm Sebaldt zum Justizkanzler; welche Würde sonst kein Bürgerlicher bekleiden durfte. Nach allerlei Einwendungen und Widersezlichkeiten und um die Krönung nicht länger aufzuhalten, willigte endlich die Ritterschaft auf Bedingungen ein. Es kam nemlich gleich im Eingange der Akte vor, daß kein Reichsrath noch andere königliche oder Reichsbeamte sich auf irgend eine Zeit, oder unter welchem Vorwand es sey, ihrer Amtsverrichtungen entziehen sollten. Dieser

anstößige Punkt sollte erstlich wegbleiben und ausserdem die Freiheiten und Vorrechte des Adels noch besonders von dem Könige versichert werden. Darauf wurde endlich diese bestrittene Versicherung dem König zur Durchsicht gegeben, der sie aber, ohne sie zu lesen, zu unterschreiben versprach. Mit edler Mäßigung wollte er nicht durch Einwendungen und Misbilligungen die Streitigkeiten höher anfachen und seinen selbsteigenen Zwek, die Einigkeit herzustellen, zerstören. Daher versprach er folgende Punkte, ohne sie weiter zu prüfen:

1) Versichert der König bei der reinen evangelisch lutherischen Religion bis an seinen Tod zu verharren.

2) Will er nicht gestatten, daß irgend jemand, der einer andern, als der nur gedachten Religion zugethan ist, noch weniger ein solcher, der öffentlich als ein Gottloser, Gottesläugner oder Freigeist bekannt ist, in seine oder der Krone Dienste trete.

3) Alle vornehme Beamte, sowohl vom Civil als Militärstande, sind verbunden, genau auf das, was der Religion halben in dem vorigen Artikel vorkömmt, zu sehen.

4) Der König verpflichtet sich kein Fürstenthum, keine Provinz, Vestung, Schloß, Gut oder Lehn zu veräussern, noch Grundstüke oder Güter des Adels für

sich, seine Familie, die Prinzen seine Brüder und die Prinzessinnen seine Schwestern, davon jene sich mit den Appanagen in baarem Gelde und diese mit dem Brautschaz, wenn sie sich vermählen, begnügen werden, anzukaufen.

5) Der König verspricht vor Gott, sich die Verwaltung des Königreichs, die Aufrechthaltung der Rechte desselben und der Reichsstände, wie auch die Freiheit und Sicherheit aller Unterthanen sich höchst angelegen seyn zu lassen und mit Gelindigkeit und Gerechtigkeit zu regieren, und zwar zu Folge der Geseze des Königreichs, der Regierungsform von 1720 und dieser Versicherungsakte.

6) Der König will allezeit nach den Rathschlägen des Senats, wo die meisten Stimmen hinfallen, niemals aber ohne desselben Gutachten und noch weniger wider ihren Willen regieren.

7) Der König erklärt denjenigen für den verächtlichsten Feind des Reichs und für den boshaftesten Verräther des Vaterlands, welcher öffentlich oder heimlich die Souveränität einführen will, als welche jeder vorher abzuschwören verbunden ist, ehe er eine Bedienung erhält.

8) Der König versichert, sich nicht in die Wahl der Abgeordneten zum Reichstag, des Landmarschalls und der Sprecher zu mischen, noch zuzugeben, daß dieß Andere thun.

9) Die Wahl der Reichsräthe geschieht von den Ständen. Der König aber will die andern Reichsbedienungen vom Feldmarschall bis zum Obersten und gleichen Ranges nicht anders als in Gegenwart des Senats und nicht für sich auf dem Schlosse vergeben.

Es solle dabei auf keinen Stand oder Geburt noch auf Gunst, sondern blos auf wirkliches Verdienst und Fähigkeit Rüksicht genommen werden.

10) Es soll niemand abgesezt werden, ehe er verurtheilt worden, noch wider seinen Willen in eine andere Bedienung versezt werden.

11) Es sollen keine Privilegia einem Reichsstande, ohne Vorbewust und Einwilligung aller vier Reichsstände ertheilt, noch etwas darinnen geändert werden, ohne einstimmige Bewilligung aller Uebrigen.

12) Die Einkünfte des Reichs sollen nach den Conventionen der Stände verwendet werden.

13) Es soll kein Fremder, von welchem Stande er auch sey, ohne Einwilligung des Reichssenats oder der Stände naturalisirt, noch in den Senat oder an den Hof aufgenommen werden.

14) Ohne die Einwilligung der Stände ist es dem König nicht erlaubt, aus dem

Reich zu gehen, wofern dessen Vertheidigung solches nicht etwa erfordert; auch ist dieses den Prinzen nicht erlaubt, wenn nicht eine wichtige Angelegenheit sie in fremde Länder ruft.

15) Die Reichsräthe unterschreiben alle Ausfertigungen bei Krankheit oder in Abwesenheit des Königs.

16) Der König soll den Sinn des Reichstagsbeschlusses von 23 Jun. 1743 das Erbrecht zur schwedischen Krone in Ansehung der darinnen benannten Erben betreffend, nicht verändern.

17) Der König will keinen Krieg anfangen, noch neue Geseze machen, oder die alten verändern; wenn aber die Gren-

zen des Reichs beunruhigt und angegriffen werden; so wird er sie vertheidigen und mit Beistimmung des Senats Steuern auflegen, bis die Stände zusammen kommen können.

18) Der König will die goldene und silberne Münze nach ihrem innerlichen Werth beibehalten, desgleichen die Bank der Reichsstände aufrecht erhalten und die Freiheiten derselben bestätigen.

19) Der König verpflichtet sich den geistlichen Stand überhaupt und insbesondere dessen Ansehen, Macht, Vorrechte und Freiheiten, wie auch alle davon abhängende Gesellschaften und Corpora aufrecht zu erhalten.

20) Der König wird dafür sorgen, daß die von den Königen, seinen Vorfahren, oder von Privatpersonen zum Besten der Studirenden gemachten Schenkungen, den Absichten und Verordnungen der Stifter gemäß, verwaltet und angewendet werden.

21) Alle Städte des Reichs sollen nach der Regierungsform in Absicht auf ihre Rechte und Freiheiten, die sowohl öffentliche sind als auch die den Privatpersonen zukommen, geschüzt werden.

22) Die jezigen und künftigen Fabriken und Manufakturen sollen erhalten und aufgemuntert werden, mit dem hinzugefügten Versprechen, nicht allein Bergwerksgesellschaften in Ansehung ihrer Rechte und Pri-

vilegien zu unterstüzen, sondern auch die Kronbauern zu schüzen, Kraft der Verordnungen der Stände zum bessern Anbau ihrer Felder und Dörfer.

23) Der König erklärt die Stände ihres Eides der Treue gegen ihn frei und ledig, wenn er vorsezlich seinen Eid und diese Versicherung oder die Beschlüsse des Reichstags überschreiten sollte.

24) Endlich bedroht der König denjenigen mit seiner höchsten Ungnade, welcher so verwegen seyn sollte, mehr Macht und Ansehen in Vorschlag zu bringen als diese Versicherung enthält, weil Sr. Majestät nicht mehr Ansehen verlangen, als das Herz getreuer Unterthanen zu gewinnen, und

ihr stärkster Beschüzer gegen alle Eingriffe in ihre gerechte Freiheit zu seyn.

Gustav sollte nun seine Freiheitsliebe nicht allein in die nemlichen Fesseln schmiegen, die sein Vater auch getragen hatte, sondern auch noch ein neuer Zusaz vermehrte die Bedingungen, die er unterschrieb. Er mußte nemlich im Eingang der Versicherungsakte noch versprechen: ununterbrochen zu regieren und folglich die Regierung nicht niederzulegen, wie es sein Herr Vater gethan hatte. Abgeschnitten auch von diesem einzigen Ausweg, der der bedrängten Majestät bisher noch übrig geblieben war, schien Gustavs ankündigender Glanz auf einmal zu verschwinden.

Seine Laufbahn war nun vorgeschrieben. Hinter dem Willen einer vielsinnigen Nation sollten nun seine Entwürfe in königlicher Knechtschaft gehen und alle Beleidigungen der Willkühr erfahren. Solche Aussichten hätten einen furchtsamen Fürsten niedergeschlagen und einen ehrgeizigen zu verzweifelten Mitteln aufgebracht; aber dem patriotischen Gustav gaben sie Zufriedenheit, ohne ihn jedoch gleichgültig zu machen. Er vergaß sein eignes Selbst, wenn nur die Einigkeit erhalten wurde, und behielt sich kühnere Maaßregeln vor, wenn diese nicht mehr möglich sey. Nur izt durfte er noch nichts wagen, da die Gesinnungen des Volks noch nicht den kühnen

Schwung hatten, sich ihres Königs anzunehmen, da die Uneinigkeit des Reichstags noch nicht auf die äusserste Klippe geführt war, wo sie stürzen mußte, und er selbst vor seiner Krönung gleichsam noch nicht die vollendete Vollmacht zur Regierung besaß. Er schwebte auf einem stürmischen Meere und mußte sich von den Wellen treiben lassen, ehe er der Verwirrung eine Richtung zu geben versuchte.

Langsam und beinahe Schritt vor Schritt verzog sich der Gang der Reichstagsgeschäfte. Man übereilte sich nicht, dem König den scheinbaren Glanz seiner Würde zu wohlfeil zu vergeben. Endlich wurde die Krönung nach allen den langen Verhandlungen und

Berathschlagungen auf den 29 Mai angesezt, und an dem bestimmten Tag mit allen vorher festgesezten Feierlichkeiten vollzogen. Einige Tage vorher rükten die Garde zu Pferde und das upländische Infanterieregiment in Stokholm ein, welche nebst der Garnison auf den Straßen paradiren sollten. Man hatte auch überall, wo der Zug vorbeigieng, Gerüste mit Verdeken und Logen erbaut, die vermiethet wurden und wo man allerhand Erfrischungen haben konnte. Der König ritt bei der Procession mit der Reichskrone und dem königlichen Mantel. Das Kleid war von Drap d'Argent mit eingewirkten silbernen Kronen und Flammen und mit Points d'Espagne besezt.

Die Stiefeln waren von seidener Scharge purpurfarbig und mit bordirten Kronen. Ein reich brocadner Himmel wurde von Präsidenten und Amtmännern über ihn getragen. Seine Brüder die Prinzen Karl und Friedrich Adolph ritten mit offenen Fürstenkronen und fürstlichen Mänteln. Die Königin, seine Gemahlin aber fuhr, in einem achtspännigen Wagen, der Hofstallmeister Ritter Baas und die Pferde wurden von acht Kapitainen geführt. Als der König in die Kirche kam, empfieng ihn der Bischof von Linköping mit den Worten: „Gesegnet sey, der da kömmt im Namen des Herrn!" Darauf verlas der Bischof von Scara ein kurzes Gebet und der König

nahm Siz auf dem für ihn errichteten Thron. Die Königin wurde eben so von dem Bischof empfangen und nahm ihren besondern Thron ein. Die Prinzen saßen an der Seite des königlichen Throns. Der Erzbischof von Upsal stellte sich vor dem Altar und ihm zu beiden Seiten traten die Bischöfe und Superintendenten. Nach der Predigt, die der Bischof Filenius vor dem Altar hielt *), wurde die Litanei gesungen und die Prinzen traten vor dem königlichen

*) Ueber die Worte aus Jos. 1, 9. „Siehe ich habe dir geboten, daß du getrost und freudig seyst. Laß dir nicht grauen und entseze dich nicht. Denn der Herr, dein Gott, ist mit dir in allem, was du thun wirst.“

Thron und begleiteten den König zum Altar. Hier stand ein silberner Stuhl, auf den sich der König sezte und über welchem ein Himmel aufgestellt war. Um ihn herum standen die Reichsräthe und die übrigen vornehmsten Beamten. Der König gab hierauf seine Krone und Mantel ab, welche auf den Altar gelegt wurden. Der Erzbischof schlug nun in der großen Bibel, die auf dem Altar lag, das erste Kapitel des Buchs Josua auf, nahm nebst dem Reichsrath Baron von Düben den Mantel wieder von dem Altar und beide legten denselben dem König um. Der König kniete nun vor der Bibel nieder, legte drei Finger darauf und schwor den Eid, den der Reichs-

rath von Düben verlaß. Nach dem ergrif der Erzbischof das Salbhorn und salbte den König unter einem dazu verfaßten Gebet. Nach der Salbung erhob sich der König wieder auf den Stuhl und der Reichsrath Graf Horn, sezte ihm mit Hülfe des Erzbischofs die Krone auf. Die übrigen Reichsräthe traten nun auch zum Altar, nahmen die andern königlichen Ehrenzeichen, die darauf lagen, und übergaben sie nach der Ordnung dem König mit jedesmaligen besondern Gebeten. Darauf riefen zween Herolde von den Stufen des königlichen Throns: „Nun ist Gustav der Dritte, gekrönter König der Schweden und Gothenland und dessen umliegenden Provinzen, Er, und

kein Anderer." Die Luft ertönte sogleich von einem allgemeinen Freudengeschrei: „Es lebe König Gustav!" und von dem Donnern der Kanonen und des kleinen Gewehrs. Man sang in der Kirche mit Begleitung der Musik den Lobgesang und ein Bischof beschloß endlich die feierliche Handlung mit dem Seegen. Die Königin wurde nach ihrem Gemahl auf gleiche Art gekrönt. Beide Majestäten begaben sich darnach nach dem Schloß zurük und Kanonen und kleines Gewehr verkündigten noch einmal die vollzogene Krönung. Abends wurde auf dem Rittersaale offene Tafel gehalten und den 31 Mai ein großes Dankfest in der Schloßkirche gefeiert. Den 1 Jun. nahm der Kö-

nig die Huldigung von den Reichsständen an und hielt dabei eine sehr schmeichelhafte Rede an dieselben. Mit der Kunst, die Gustav besaß, die Gemüther zu bewegen, leitete er ihre Aufmerksamkeit auf die damaligen Umstände. Immer hofte er noch einen glüklichen Erfolg von seinen guten Wünschen, die Eintracht herzustellen. — „Einigkeit und Harmonie" sagte er unter andern, „müssen allezeit Ihre Herzen vereinigen. Fremde Absichten und eigener Gewinn müssen allezeit ein Opfer für das allgemeine Beste werden. Bleiben Sie durch dieses einige Band verknüpft, und lassen Sie den Ehrgeiz einiger unter Ihnen niemals solche Erschütterungen erregen, die des gan-

zen gemeinen Wesens Freiheit und Selbst-ständigkeit in Gefahr sezen könnten." Er erinnerte darauf jeden Stand besonders an seine Pflichten und jedes seiner Worte athmete Wohlwollen und Geneigtheit, allen guten Entwürfen hülfreiche Hand zu leisten. Der Glanz und Pracht dieses Festes gieng vorüber. Es wurde den 3ten Jun. mit einem glänzenden Balle auf dem Reichssaale beschlossen und die commandirten Truppen kehrten wieder in ihre Standquartiere zurük. Aber Gustav verewigte das Andenken seines Krönungstages auf eine ausgezeichnetere Weise. Er erhob nicht allein einige Familien in den Reichsgrafen und Adelstand, welches bei allen Krönungen ge-

wöhnlich und gesezmäßig war; sondern er stiftete auch einen neuen Ritterorden. Dieser Orden sollte die Verdienste belohnen, die sich würdige Männer beim Akerbau, Bergwesen, Handel und der Oekonomie erwarben. Er wurde der Wasaorden benennt, theils zum Andenken des ehrwürdigen und berühmten Gustav Wasa, des großen Ahnenherrn von Gustav III.; theils weil Wasa eine Korngarbe heißt und das Wappen des Wasageschlechts ist. Deswegen sollte auch das Ordenszeichen eine goldene Korngarbe seyn mit einem ovalen güldenen Bande umgeben, auf welchem die Worte prangten: Gustav der Dritte, Stifter 1772. und mit diesem treffenden Sinn-

bild des Akerbaus angedeutet werden, daß man denselben als die Mutter aller andern Nahrungen durch diese Stiftung vorzüglich ehren, aufmuntern und belohnen wolle. Vortrefliche und rühmliche Gesinnungen eines Königs, der die Verdienste der nüzlichsten Stände eines Staats auszeichnet, denen man gemeiniglich den Glanz der Ehre verweigert, weil man undankbar ist! Liebe zu seinem Vaterlande begleitete Gustav III auf den Thron und sie bezeugt, daß ihn nicht ehrgeizige Wünsche zu dem Entschluß seiner nachmaligen Staatsveränderung führten. Ehe er daran dachte sein Ansehen zu erweitern, beschäftigte ihn blos der Gedanke, seinem Reich aufzuhelfen. Er sahe wohl ein, daß Man-

gel an Industrie eine vorzügliche Ursache von dessen Schwäche war, und um diese zu ermuntern, benuzte er weise die Hülfsmittel, die ihm seine eingeschränkte Macht übrig ließ, die Ehrenzeichen königlicher Gnade. Damit regte er den Reiz zur Ehre in den Gemüthern auf, der einer der mächtigsten Triebfedern menschlicher Betriebsamkeit ist. Der Stiftungsbrief des neuen Ordens war an dem Krönungstage selbst d. 29ten Mai ausgefertigt und die feierliche Errichtung desselben am 17ten Juli., da sowohl andere, als auch neue Wasaritter von dem König geschlagen wurden. Der König ist beständiger Grosmeister dieses Ordens, Ritter desselben sollen funf-

zig an der Zahl, sechs Groskreuze und acht Commandeurs seyn.

Unterdessen hatte sich das Ungewitter einer Staatserschütterung immer näher zusammengezogen. Das Misvergnügen hieng dik und schwer über dem Geist der Nation und die Feindseligkeiten der Partheien auf dem Reichstage empörten, heftigen Stürmen gleich, die Gemüther noch mehr. Gustavs thätige Sorge konnte nur mit einzelnen Sonnenbliken hier und da durch die zerrissenen Wolken der Verwirrung brechen. Seine edle Bemühung, die Einigkeit durch Güte wieder herzustellen, scheiterte an der Klippe der allgemeinen Zwietracht. Die Parthei der Müzen, welche

sich in den drei nicht adelichen Reichsständen den weitesten Anhang gemacht hatte, übte ihren großen Einfluß auf eine sehr sichtbare Weise aus. Zwar war sie mit sich selbst nicht in allen Punkten einig, indem ihre adelichen Mitglieder Nebenabsichten mit ins Spiel zogen, die sie von den Bürgerlichen trennten. Theils athmeten die adlichen Häupter dieser Parthei nicht die Privatrache gegen die Hüte, welche die bürgerlichen Anhänger derselben beseelte, und sie hatten sich von dem König sogar zu einem Vergleich mit diesen überreden lassen, theils aber kamen die Vorrechte ihres Adelstandes dazwischen, welche sie gegen die Bürgerlichen behaupten mußten,

und das Verständniß mit ihnen hinderten. Deswegen äusserte diese Parthei in den drei nicht adelichen Ständen ihre größten Wirkungen. Sie handelte selbst gegen ihre adelichen Mitglieder, als die Bürgerlichen die harten Punkte gegen den Adel in der königlichen Versicherungsakte durchsezten. Die adelichen Müzen verbanden sich auch daher in diesem Punkte näher mit den Hüten. Nur dann handelten sie vereinigt, wenn sie ihr gemeinschaftliches Interesse gegen die Hüte behaupteten. Gleich im Anfang des Reichstags hatten die Müzen den Entwurf, ihre Gegenparthei zu stürzen. Sie suchten die verabschiedeten Reichsräthe von ihrer Parthei wiedereinzusezen. Weil sie sich aber

damals noch in den Schranken der Mäſſigkeit halten mußten, um das Zutrauen nicht zu verlieren; ſo wurden nur zwei Stellen, die eben erledigt waren, nach ihren Wünſchen beſezt. In der Folge aber, da die gegenſeitige Erbitterung jeden Funken der Rache wieder anfachte, ruhte man nicht eher, bis die Parthei der Hüte aus dem Reichsſenat verdrängt war. Der geheime Ausſchuß unternahm eine wirkliche gerichtliche Unterſuchung wegen den vorigen Reichstag und alle Reichsräthe wurden bis auf die Grafen Wallwik, Schwerin und Sinklair abgeſezt, obgleich der König ſelbſt ihr Betragen billigte und einige davon bei ſeiner Krönung in den Grafenſtand er=

hoben hatte. Der Bauernstand sprach ihnen sogar die Pensionen ab. Die Hüte verloren nach dem ihr ganzes Ansehen. In dem Adelstand hatten sie noch die meisten Anhänger. Aber dieser Stand vermogte jezt nichts gegen die drei übrigen Stände, die ihn in allen Sachen überstimmten. Ueberdies hatte auch jeder der drei nicht adelichen Stände die wenigen Hüte unter sich von den Versammlungen ausgeschlossen, und Personen an ihre Stellen gewählt, die der Parthei der Müzen zugethan waren.

So weit wir nun Schwedens Geschichte gefolgt sind, enthält sie nichts als ein veränderliches Wachsthum und Fallen der Partheien. Ein immerwährender Wech-

sel veränderte die Gestalt der schwedischen Regierung. Bald saß diese bald jene Parthei am Ruder des Reichsraths. Jeder Reichstag war ein neuer Kampf, welche die herrschende seyn sollte. Rache und Haß, die allemal im Gefolge von Spaltungen sind, erwekten den Verfolgungsgeist. Der Name Parthei ist von jeher eine besondere Art von Leidenschaft gewesen, welche die Gemüther zu ausserordentlichen Bewegungen erhizt, und hier hatte er keine anderen Wirkungen. Dabei gab es noch Männer, die das Feuer der Erbitterung unterhielten und immer mehr anfachten. Die Generalmajors, Freiherren von Pechlin und Rudbek und der Kommerzienrath

Nordenkranz waren es, die durch ihre Schriften den Samen zu unaufhörlichen Streitigkeiten auswarfen. Sie schienen mit ihren großen Talenten den ganzen Geist des Reichstags zu regieren und zu beherrschen. Sie entflammten die Gemüther zur ausgelassensten Erbitterung. Die Müzen waren noch nicht befriedigt, daß ihre Gegenparthei gestürzt war; ihre Absichten reichten weiter. Sie verlangten, hauptsächlich in dem Bürger und Bauernstande, eine Kommission, die weitläuftige Untersuchungen anstellen sollte, und womit sie auf verschiedene Personen von der Parthei der Hüte empfindliche Streiche abzielten. Eine neue Störung der Reichstagsberath-

schlagungen! Der Adelstand, dessen Glieder meistens noch Hüte waren und selbst die Anhänger der Müzen in demselben widersezten sich diesem Vorsaz und die vorgeschlagene Kommission wurde in der Versammlung der Ritterschaft verworfen. Demungeachtet genehmigten sie die drei übrigen nicht adlichen Stände. Solche Kommissionen oder ausserordentliche Ernennungen von Richtern, waren mehrmals von den Ständen zu großen Untersuchungen wichtiger Staatssachen niedergesezt worden. Aber durch den Verfolgungsgeist der Partheien wurden sie gemeiniglich Werkzeuge der Rache. Die stärkere Parthei suchte sie durch die Mehrheit zu Stande

zu bringen, um ihren Haß gegen ihre Gegner durch den gewaltigen Arm der Gerechtigkeit auszuüben. Auf diese Weise verloren schon vormals verschiedene angesehene Männer ihr Leben, und der Graf Brahe und Baron Horn, deren Geschichte oben bei der verunglükten Staatsveränderung (1756) berührt worden ist, waren blutige Opfer dieses Gerichts, indem sie von einer ähnlichen Kommission zum Tode verurtheilt wurden. Den 1 Jul. hielt die beschlossene ausserordentliche Kommission ihre erste Versammlung, und drohete verschiedenen Personen, besonders dem Hofmarschall Jennings und dem Kommerzienrath Finlay, die unglüklichsten Erwartungen. Alle Widersezlich-

keit des Adels, selbst die Gegenvorstellungen des Rußischen Gesandten, Grafen Ostermann, hatten sie nicht vereiteln können. Es war einmal das Gesez der Reichstagsordnung, daß die Beschlüsse der Reichsversammlung nach der Mehrheit durchgiengen und die drei nicht adelichen Stände, welche darauf drungen, folglich das Uebergewicht über die einzige Stimme des Adelstandes behaupteten. Um die Gelegenheit der wachsenden Unruhen zu benuzen, trat auch der Bauernstand auf und verlangte Siz im geheimen Ausschuß, von welchem er bisher ausgeschlossen war. Dem Priester und Bürgerstand misfiel dieses Verlangen eben so sehr, als dem Adelstand, der

sich besonders dadurch für gekränkt hielt. Störrigkeit schien aber in diesem Zeitpunkt jedes Verlangen auszuzeichnen und der Bauernstand bestand darauf, daß wenigstens 25 Abgeordnete aus seinem Mittel im geheimen Ausschuß angenommen werden mögten, um den Berathschlagungen, hauptsächlich über die ökonomischen und Finanzangelegenheiten, beizuwohnen. So brach das Feuer der Zwietracht auf allen Seiten aus, nicht nur zwischen einzelnen Personen und Partheien, sondern auch zwischen den einzelnen Ständen. Eine drükende Theurung, die, von Hunger und Krankheiten begleitet, damals einen grossen Theil von Europa ängstigte, vermehrte

die Uebel in Schweden. Das Misvergnügen des Volks wurde laut und dennoch waren die Abgeordneten desselben, die Reichstagsmänner, so sorglos, daß sie während der Krönungsfeierlichkeiten den Reichstag meistens verließen. Dieser Stillstand der allgemeinen Berathschlagungen war desto nachtheiliger zu einer Zeit, wo das allgemeine Beste am meisten des Raths und der Hülfe bedurfte.

Der Misbrauch der Freiheit stieg nun aufs höchste und die bisherige Regierungsform verlor dadurch alle Vestigkeit. Ungewiß schwebte der Ausgang über dieser Gährung. Der Adel war erbittert, die Versammlungen der drei unadelichen Stände

unterbrochen, das Volk unruhig, der König gleichgültig wie ein ruhiger Zuschauer und die Gesandten der Höfe von Paris und Petersburg thätig, um Vortheil aus diesem verwirrten Spiele zu ziehen. Alle diese Zeichen verkündigten gewaltsame Ereignisse voraus, die die damalige Gestalt der schwedischen Verfassung nothwendig veränderten. Zwar schien das russische Interesse dergleichen Veränderungen nicht zu verlangen und lieber das Ende dieses uneinigen Reichstags zu wollen, um solche zu verhüten. Die Gesinnungen der Müzen, die in den drei vielgeltenden Ständen so beliebt und denen selbst die meisten Reichsräthe ergeben waren, schienen dem petersburger

Hof zu vortheilhaft, als daß er sie durch unruhige Stürme hätte gerne zerstreuen lassen. Denn es war bekannt, daß das Staatssystem der Müzen einestheils das gute Verständniß mit Rußland zur Maxime hatte, anderntheils aus Sparsamkeit das Kriegswesen in einen gänzlichen Verfall und Ohnmacht kommen ließ. Beides waren für Rußlands Politik bequeme Wege, Schweden in Abhängigkeit von sich zu erhalten. Aber dieses Reich war in zu heftiger Bewegung, als daß eine so günstige Stimmung hätte Bestand haben können. Das Misvergnügen des Volks riß sich von allen Banden los, die es noch im Zaum hielten. Der Getraidemangel und der Hunger waren die Geisseln,

besonders in den Provinzen Nerike, Wermeland, Dalekarlien, die sie zu verzweifelten Entschlüssen antrieb. Ein Aufruhr schien nicht mehr entfernt zu seyn. Es kam nur darauf an, wer von dem Ausbruch einer offenbaren Fehde, den größten Vortheil ziehen würde.

Der Reichssenat hielt diesen Zeitpunkt für ungemein günstig, die Regierungsform zu seinem Vortheil umzuändern und die Regentschaft ganz an sich zu reißen. Bisher hatte er durch Anmaßungen und geheime Mittel geherrscht, nun suchte er durch Gründung einer neuen Verfassung sich offenbar unabhängig von den Ständen und der Theilnahme des Königs zu machen. Mit ihm vereinigte

sich der Adel zu gleichen Wünschen, der durch den Uebermuth der unadelichen Stände sehr gedemüthigt worden war. Das Ansehn, das dieser Stand im geheimen Ausschuß vorzüglich behauptete, vermogte eben den geheimen Ausschuß mit dem Reichssenat gemeinschaftliche Sache zu machen. Ihren Plan überließen sie aber izt noch der Folge kommender Ereignisse. Ein Aufruhr schien ihnen zwar nicht willkommen seyn, weil dieser aufbrausende Strom alle ihre Dämme niederreißen konnte, die sie gegen die königliche Majestät aufgeführt hatten. Sie mußten fürchten, daß sich die bedrängte Menge in die Arme des Königs warf und diesem alle Macht verwilligte, um sie nur gegen

die bisherige Regierung zu schüzen, von der sie abfiel. Den Ausbruch einer solchen Bewegung zu verhüten mußte ihre erste Sorge seyn, aber sie hatten den Vortheil dabei, daß sie unter dem Schein, eine Empörung zu unterdrüken, sich eine weitere Gewalt anmaßen konnten, als ihnen gebührte, und diese Gewalt alsdann in den Händen zu behalten, wenn niemand sich ihr mehr widersezen konnte. Man hatte schon geeilt die wachsende Quelle des Misvergnügens zu verstopfen, indem man Getraide in diejenigen Gegenden schikte, welche die größte Theurung drükte. Denn man fürchtete mit Grund, daß durch die quälende Empfindung des Mangels die Erbitterung

schnell zu einer fürchterlichen Höhe steigen mögte. Zugleich sandte man vertraute Officiere mit Truppen ab, unter dem Vorwand bei der Vertheilung des Getraides Ordnung zu erhalten, in der That aber, um die Unruhen im Zaum zu erhalten.

Gustavs große Absicht, die Einigkeit zu erhalten, wurde durch alle diese Vorfälle gänzlich vereitelt. Aber standhaft sahe er seine schöne Hofnungen untergehen. Anstatt von Unmuth niedergeschlagen zu werden, beseelte ihn ein neuer Entwurf. Der einzige und lezte Versuch, die bisherige Regierungsform in ihrer Verbindung zu erhalten, war verloren und nichts blieb nun übrig als die Gründung eines neuen Staatssystems. Seine

Bereitwilligkeit in alle Bedingungen zu willigen, welche das Gesez und die Verfassung seines Vaterlandes von ihm zu verlangen schien, seine Mäßigung bei der vernachläßigten Ehrfurcht gegen seine Majestät und dem übermüthigen Betragen der Widriggesinnten, seine patriotischen Bemühungen, die Stände und Partheien bei der Einigkeit zu erhalten, beweisen, daß ihn nicht Ehrgeiz zu einem Unternehmen führte, das allen Schein desselben hatte. Liebe zu seinem Vaterland oder Gefühl seiner Regentenpflicht und der erhabenste Wunsch dem Reich aufzuhelfen waren die wirksamen Triebfedern seiner Handlungen und es mußten erst alle Mittel der Güte verloren seyn, ehe er das

Aeusserste ergrif. Zwar schien er jetzt blos ein müssiger Zuschauer des ganzen Schauspiels zu seyn. Denn weil während eines Reichstags die Stände die Regierung führten, so hatte ihn der fortdauernde Reichstag gewissermaßen ausser Thätigkeit gesezt. Aber unter dem Schein der Muse, die er auf seinen Lustschlössern meistentheils genoß, entwarf er den großen Plan zu seinem Werke, und die Gleichmüthigkeit, mit der er die Bewegungen der Zwietracht hingehen ließ, war blos der Schleier einer wichtigen Veränderung. Doch wäre der Gedanke einer Umbildung der schwedischen Verfassung vielleicht nicht so schnell zu seiner Bestimmung in Gustavs Seele

gekommen, wenn nicht der französische Gesandte Graf von Vergennes seine und die Kräfte seines Hofs dazu erboten hätte. Dieser große Staatsmann, der in der neuern Geschichte durch seine mächtigen Wirkungen sich unsterblich machte, betrachtete nicht gleichgültig Rußlands wachsenden Einfluß in die schwedischen Angelegenheiten. Er sah den Gesandten dieser Macht seine Stimme bei den Reichstagsbeschlüssen geben, die schwedischen Großen mit russischen Orden und Titeln prangen, den Reichssenat und die mehrsten Reichstagsmänner dem petersburger Interesse ergeben, und Schwedens Staatsverwal-

tung *) nach den Absichten desselben eingerichtet. Alles dieses bewog ihn dem König zu Gegenanstalten hülfreiche Hand zu leisten, wenn Frankreich die Verbindung mit Schweden nicht aufgeben wollte. Geld, der gewöhnliche Schlüssel großer Begebenheiten öfnete auch hier die Bahn und es wurde von französischer Seite in großen Summen ausgetheilt, da dem König dieses Hülfsmittel mangelte. Damit wurden die Garden in Stokholm gewonnen. Mit solchen Mitteln reißten die Brüder des Königs ab, um sich der Truppen in den Provinzen zu

*) Weil das Kriegs- und Seewesen so vernachlässigt wurde, daß Schweden gegen Rußland so gut, wie entwafnet war.

versichern und auf alle Fälle thätigen Beistand zu leisten *). Mit Geld wurden viele Große in das Vertrauen des Königs gezogen. Der Oberste Baron von Sprengtporten ließ sich in geheim nach Finnland senden, wo er mit dem nemlichen blendenden Zauber einige tausend Mann Truppen zusammen zog, die er nach Stokholm übersezen sollte.

Die ersten Vorbereitungen waren auf diese Art getroffen und der König arbeitete

*) Beide aber unter einem verschiedenen Vorwand, Prinz Karl gieng nach Schonen, um der verwittweten Königin seiner Mutter entgegen zu reisen, die von Berlin zurükkehren sollte; Prinz Friedrich aber, um den Brunnen zu Medwi zu brauchen, nach Ostgothland.

unterdessen an den nöthigen Schriften und der Abfassung neuer Fundamentalgeseze. Die Ausführung dieses Werks war aber vielleicht entfernter und weiter hinaus verschoben, als sie sich nachher wirklich ereignete. Unstreitig beförderten die mannigfaltigen Beleidigungen der königlichen Majestät von Seiten des Reichsraths und die Eingriffe in ihre Rechte den schnellern Fortgang derselben und ein unvorhergesehener Zufall entschied den Ausbruch. Es mußte den König ungemein beleidigen, daß die Stände dem Generallieutenant von Lingen die nächste erledigte Hauptmannschaft versprachen, und ihm den willkührlichen Gebrauch seiner zeitherigen Haupt-

mannschaft Christianstadt überliessen, da doch in solchen Fällen der König das Ernennungsrecht hatte. Gustav beschwerte sich darüber, aber man fand nicht für gut seinen Beschwerden Gehör zu geben, weil man ihn noch härter einschränken wollte. Das Mistrauen gegen seinen unternehmenden Geist erwachte izt in seiner ganzen Stärke. Der Reichssenat beschuldigte ihn zweideutiger Absichten, weil er sich die meiste Zeit ausser der Stadt aufhalte und drang in ihn, sich nicht wieder aus Stokholm zu entfernen. Die einzelnen Reichsräthe, welche noch etwa sein Vertrauen besassen und ihm wohl wollten, hatte man theils durch Verabschiedung, theils durch andere

Wege von ihm entfernt, und im Gegentheil bewachten nun andere seine Handlungen, die seine Feinde waren. Durch heimliche Aufpasser wurde man beinahe von jedem seiner Schritte benachrichtigt. Der Reichssenat mußte um so mehr auf der Hut seyn, daß der König nicht etwa die Unruhen benuzte, die hier und da einem Ausbruch nahe waren und nur einen Anführer erwarteten, weil er gegen denselben einen so gefährlichen Plan, als gegen die Freiheit der Nation im Werke hatte. Alles kam darauf an, daß man den König nicht aus den Augen ließ. Deswegen gab man unter den Thoren geheime Ordre, den König unter keinerlei Vor-

wand durchzulassen. Den 26ten August aber sollte er sogar in Verhaft genommen und nach Castenhof in Verwahrung gebracht werden, wo man schon Zimmer für ihn zubereitet hatte. Hier sollte er die neue Regierungsform beschwören müssen, die dem Reichssenat eine unumschränkte Gewalt versicherte. Man erwartete zu der Ausführung dieses Plans nur die Ankunft des upländischen Infanterieregiments, welches Befehl hatte, auf den genannten Tag gegen Abend in Stokholm einzutreffen, weil man ohne diese Verstärkung keine solche Gewaltthätigkeit wagen wollte. Glüklicherweise hatte Gustav die wichtigsten Anstalen zu seinem Vorhaben schon vorher ge-

macht, sonst würde er, abgeschnitten von allen Freunden und den Auswegen der Freiheit, unmöglich etwas anders haben thun können, als sich in sein Schiksal zu ergeben. Indessen war seine Lage immer noch zweifelhaft. Die strenge Wachsamkeit seiner Feinde schnitt ihm alle Verbindung mit den Theilnehmern seines Entwurfs ab. Gleichwohl mußte er eilen, die möglichsten Maasregeln zu ergreifen, nachdem er die Absichten des Reichsraths von ferne ahndete. Noch durfte er sich auf seine Garden und die Garnison der Stadt verlassen, die für ihn eingenommen waren. Damit war er schon im Stande, den Entwurf seiner Gegner zu vereiteln, aber die

Ausführung seines eigenen Vorhabens mußte er der ungewissen Zukunft überlassen, und diese entschied für ihn.

Ein Aufruhr zu Christianstadt gab der bisherigen Regierungsform den lezten Stoß zum Einsturz. So widrig Anfangs diese Begebenheit sowohl der königlichen als der Senatsparthei war, so schien sie doch ein glüklicher Hieb durch den verwikelten Knoten zu seyn. Diese gefürchtete Erschütterung öfnete dem bedrängten König den Weg zur Ausführung seines Entschlusses und war gerade stark genug denselben zu einem glüklichen Ziel zu bringen. Lange hatte die Unzufriedenheit des Volks einen Ausbruch gedroht. Niemand wagte nur den Ton

anzugeben, bis endlich Abraham Hellichius, der Sohn eines Geistlichen aus Schonen, Kapitän und Interimscommendant dieser Stadt den Muth faßte, zuerst sich gegen die herrschende Regierung öffentlich zu erklären *). Eigentlich entsprang seine That aus einer furchtsamen Verzweiflung, weil er wegen einiger eigenmächtigen Handlungen unangenehme Verantwortung ahndete. Dabei hatte er aber doch das Verdienst die unterdrückte Freiheit zur Sprache zu bringen. Er wußte seine Sache sehr klug mit den allgemeinen Leiden des Unrechts zu verbinden und seine

*) d. 12 August.

Schuld unter dem Schleier eines patrioti-
schen Eifers zu verbergen. Einmal war er
aus den Schranken des Gehorsams getre-
ten, lieber wollte er das Joch seiner
Obern ganz abwerfen, als sich der noth-
wendigen Strafe unterwerfen. Er entdekte
der Besazung, die aus dreihundert Mann
vom Regiment Prinz Friedrich bestand sei-
nen Willen, und brachte sie durch ein-
dringende Bewegungsgründe auf seine Seite.
Er bemächtigte sich sogleich des Zeughauses,
ließ Kanonen auf die Wälle fahren, sperrte
die Thore, sezte den Stadtmagistrat ab
und bereitete sich zu einer hartnäkigen
Wehre. Der General Freiherr von Rud-

dek, Oberstatthalter *) von Stokholm, kam an dem nemlichen Tag von Gothenburg, wo er in Geschäften des Senats gewesen war, vor die Thore von Christianstadt. Er findet sie verschlossen, und man weigert sich ihn einzulassen. Er ruft im Namen der Stände den am Thor wachthabenden Officier, ihm aufzumachen. Dieser antwortet ihm: daß er keinen Befehl erkenne und annehme als von seinem Commendanten dem Kapitän Hellichius. Nach dieser unerwarteten Antwort gieng er um

*) Wozu ihn die drei unadelichen Stände ebenfalls zum Troz und ohne Einwilligung des Adels ernannt hatten.

die Stadt herum, sahe alles in kriegerischer Gestalt und Ingenieurs, die Risse zu neuen Vestungswerken verfertigten. Als er sie fragte, was sie da machten, fertigten sie ihn mit der kurzen Antwort ab: sie hätten Befehl das zu thun, was sie eben thäten.

Mit dem Schritt zu seiner Empörung ließ Hellichius zugleich eine Schrift in die umliegende Gegend ausgehen, worinnen er dieselbe rechtfertigte. Er beklagte sich erstlich, daß die Reichsstände und der Reichssenat unrechtmäßiger Weise diesen Namen führten, weil sie bei der Ausübung der höchsten Gewalt von den Gesezen und Grenzen der Billigkeit abgewichen wä-

ren, und ihre gehörigen Pflichten aus den Augen sezten. Sie hätten nicht in Zeiten auf hinlängliche Anstalten gedacht, dem Getraidemangel und der Hungersnoth, die jezt die meisten Provinzen drüke, zuvorzukommen. Man habe keine wirksamen Mittel erwählt, der Nahrung und dem sinkenden Gewerbe aufzuhelfen und den Umlauf des Geldes zu befördern. Der Vertheidigungszustand des Reichs sey so verwahrloset, daß der Untergang der schwedischen Freiheit auf die schwächsten Angriffe erfolgen müsse. List, Ränke und Rache beherrsche die Personen, welche das Ruder führten und die Majestät des Königs werde durch offenbare Kränkungen ihrer Rechte

verachtet. Aus diesen Ursachen entsage er und die Besazung dieser Stadt allem Eid und Gehorsam gegen die Stände und den Reichssenat, einer für alle und alle für einen, und endlich beschließt er mit einer Aufmunterung an alle redliche Schweden, ihm beizustehen und sich mit ihm zu verbinden.

Eine solche Kette von Wahrheiten mußte die bisherige Regierung äusserst verhaßt machen. Izt war es an dem, was man sehr weise in dem schwedischen Staatsrecht angemerkt hatte, daß die Stände die Strafe des Aufruhrs befürchten müßten, wenn sie die Geseze überträten. Indessen war dieser Vorfall auch den Freunden des Königs nichts we-

niger als angenehm, ob er gleich, wie es die Folge auswieß, ihrer Sache günstig war. Prinz Karl, der dem Ort des ausbrechenden Tumults nahe war und noch nicht die eigentlichen Gesinnungen der Aufrührer kannte, hielt sogleich mit dem Feldmarschall Grafen Hamilton und andern anwesenden Officieren Kriegsrath und zog auf ihr Anrathen die Truppen von Helsingburg und Landskrona zusammen. Mit zwei Regimentern Cavallerie und einem Infanterieregiment nebst einiger Feldartillerie rükte er gegen Christianstadt an, um einen Aufruhr zu unterdrüken, den er für höchst gefährlich hielt. Es kam ihm alles darauf an, daß er nicht weiter

um sich grif weil er ebenfalls fürchtete, daß das Vorhaben des Königs in dem Wirbel der allgemeinen Unruhen unterge- hen mögte. Aus diesem Grunde suchte er in seinem Manifest, das er ausgehen ließ, allen Abscheu gegen die Rebellen einzuflößen, so wie er selbst den bittersten Unwillen gegen sie darinnen äusserte. Zu- gleich sandte er einen Kourier nach Stok- holm mit Nachrichten von dieser Begeben- heit und von seinen Anstalten. Ehe aber dieser in Stokholm anlangte, war man daselbst schon durch den Oberstatthalter General Rudbek von den geschehenen Din- gen benachrichtigt. Diese Nachricht hatte zwar den Reichssenat und den geheimen

Ausschuß erschrekt, aber nicht unschlüssig gemacht. Sie sandten sogleich, aber ohne Vorwissen des Königs, den Reichsrath von Funk mit uneingeschränkter Vollmacht nach Schonen, um die ausgebrochenen Unruhen mit gewafneter Hand und nach seinen besten Einsichten zu unterdrüken. Man erkannte das Unternehmen des Prinzen Karls nicht für gut, daß er eigenmächtig Truppen gegen die Aufrührer zusammengezogen habe, weil es gegen die Geseze sey, solches ohne Befehl und Einwilligung der Reichsstände zu thun. In der That aber fürchtete man sich eine solche Macht in seinen Händen zu lassen, weil sie die weitere Absicht seines Unterneh-

mens spürten. Karl hatte nicht umsonst geeilt sich dieser Gelegenheit zu bedienen, die ihm so gut zu statten kam, und unter einem gerechten Vorwand ein Heer zu sammlen, das er auf alle Fälle auch nach Stokholm zur Unterstüzung seines Bruders führen konnte. Ueberhaupt sezte die Begebenheit zu Christianstadt beide Partheien, die Anhänger des Königs sowohl, als des Reichssenats in eine Art von Wettstreit ihre Plane durchzusezen. Beide handelten darinnen nach einerlei Zwek, den Aufruhr zu unterdrüken, um ein allgemeines Unglük zu verhüten. Nur kam es darauf an, welcher Theil den Oberbefehl über die Truppen, die man bei dieser Veranlassung ge-

brauchte, zuerst an sich bringen könnte. Das Militär ist von jeher das wirksamste Werkzeug zu gewaltthätigen Staatsveränderungen gewesen und jeder Theil strebte deswegen dasselbe zur Ausführung seiner Absichten in seine Gewalt zu bringen. Karl war dem Reichssenat darinne zuvorgekommen und dieser suchte ihm nun den Vortheil wieder aus den Händen zu reissen, weil er zu wichtig für den jezigen Zeitpunkt war. Er begehrte demnach von dem König, daß er den Prinz Karl sowohl aus Schonen, als den Prinz Adolph Friedrich aus Ostgothland schleunigst zurükberufen mögte. Zugleich deutete man öffentlich dem König an: daß er die Residenz vor der Hand

nicht verlassen dürfe. Das Mistrauen des Reichssenats gegen ihn war so hoch gestiegen, daß man sich das gesezwidrigste Betragen erlaubte. Vielleicht war man seinem Vorhaben näher auf die Spur gekommen, denn man schien beinahe besorgter wegen eines Ungewitters in Stokholm zu seyn, als wegen der Unruhen in Schonen. Der Muth des Königs, die Reisen seiner Brüder und des Obersten Magnus Sprengtporten, die Treue der stokholmischen Besazung wurden nun den Widriggesinnten äusserst verdächtig. Sie wollten um das Geheimniß ganz zu erfahren, sogar einen Officier auf die Marterkammer bringen lassen, der eines Verständnisses

mit dem Obersten Sprengtporten beschuldigt ward. Unterdessen übertrugen sie dem Reichsrath Grafen Kalling den unumschränkten Oberbefehl über Stokholm, wieder ohne Befragen des Königs. Ein unerhörtes Beispiel, das durch keine Geseze konnte gerechtfertigt werden. Zwei Männer aus dem Reichsrathe hatten nun die höchste Gewalt in Händen. Baron Funk war freier Oberbefehlshaber in den Provinzen, Graf Kalling derselbe in der Residenz und Hauptstadt. Diese neue Erscheinung und die damit verbundene Vernachlässigung der königlichen Majestät, daß man alles ohne und wider Willen des Königs unternahm, und ihm die übermüthigsten Vorschriften

machte, waren die sichtbaren Aeusserungen ihres verborgenen Plans, wornach sie den König von aller Theilnahme an der Regierung ausschließen wollten. Schon war Gustav ein vorläufiger Gefangener und er mußte eilen, wenn er den Absichten der Senatspartei zuvor kommen wollte. Der Augenblik der Entscheidung war in der Nähe, wo er entweder ganz seine Freiheit verlieren und tiefer als alle seine Vorweser heruntergesezt werden sollte, oder wo er durch seine glükliche Thätigkeit die Entwürfe seiner Gegner vereiteln konnte. Der Gegentheil eilte andrerseits eben so sehr, um der Gegenanstalt des Königs, von der sie immer überzeugter wurden, den Rang

abzugewinnen. Zwo Bataillonen von den upländischen und südermannländischen Infanterieregimentern waren im Anzuge nach Stokholm, um die Gefangenschaft des Königs und den Revolutionsplan der Senatsparthei ausführen zu helfen. Graf Kalling ließ unterdeßen in der Stadt die Bürgercavallerie Tag und Nacht patrouilliren, um den Ausbruch der Unruhen zu verhüten und die Besazung, der man nicht trauete, in Respekt zu erhalten. Nach diesen Umständen ward Gustav gezwungen sein Unternehmen eher zu wagen, als er es bestimmt hatte. Er wollte zuvor seinen Brüdern und dem Obersten Sprengtporten Nachricht von der Lage der Dinge erthei-

len und ihre Antworten darüber erwarten, aber die eindringende Gefahr zwang ihn sein Werk zu beschleunigen. Nun galt aber auch Verschwiegenheit und Verbergung mehr als jemals. Unter der Mine der Frölichkeit sind Geheimnisse am sichersten verborgen. Gustav stellte den 18 August Konzert und große Cour auf seinem Schlosse an und mitten unter dem Geräusch der Gesellschaft von einigen achtzig Hofleuten, wo er nichts als Heiterkeit zu athmen schien, entdekte er sich einigen wenigen Officieren, welche alsdann ihren Freunden die nöthigen Winke gaben. Den folgenden Tag versammelte sich der Reichssenat, wie gewöhnlich auf dem Schloß und der

geheime Ausschuß auf dem Ritterhause, um ihre gefährlichen Berathschlagungen fortzusezen. Gustav begab sich um 10 Uhr vormittags in den sizenden Rath. Man verlangte daselbst, daß er den Brief, den er in der lezten Nacht von seinem Bruder Prinz Karl erhalten hatte, in ihrer Versammlung herlesen sollte. Damit erhob nun die Ausführung des wichtigen Werkes ihren Gang. Gustav schlug das Begehren ab und indem er den Brief aus der Tasche zog und in die Höhe hielt, betheuerte er, daß er den Reichsräthen den Inhalt desselben mitgetheilt haben würde, wenn sie ihn nicht durch ein so widerrechtliches Betragen beleidigt hätten. Er

gerieth dadurch in einen Wortwechsel, der sowohl den Uebermuth des Senats, als auch den lebhaftesten Unwillen des Königs an den Tag legte. Er beschwerte sich über das ganze bisherige Verfahren des Reichs-senats und besonders darüber: daß der Graf Kalling, ohne sein Vorwissen, zum ausserordentlichen Oberstatthalter von Stok-holm mit uneingeschränkter Vollmacht er-nennt worden sey. Voll Unmuth verließ er darauf den Saal und gieng auf den Zeughof, wo die Garde eben zur Pa-rade stand. Hier zerstreute er seinen Verdruß ohne doch seinen großen Gedan-ken fahren zu lassen. Er ließ einige Ma-noeuvres vornehmen, bezeugte seine Zu-

friedenheit mit den schmeichelhaftesten Ausdrüken, gieng durch alle Glieder und schien nichts als Beifall und Lob im Sinne zu haben. Von mehrern Officieren begleitet folgte er dann der Wache, die auf das königliche Schloß zog. Hier ließ er die auf und abziehende Wache unterm Gewehr bleiben und berief die anwesenden Ober- und Unterofficiere in das Wachthauß. An diese hielt er eine kurze aber rührende Rede, stellte ihnen die Ungerechtigkeiten der jezigen Regierung vor, daß das Volk und Er selbst seiner Freiheit und Ehre nicht mehr sicher sey, entdekte ihnen sein Vorhaben, dieses Joch der Tyrannen abzuschütteln, erklärte, daß er nicht nach der Souverä-

nität strebe, sondern nur dem Reich die uralte gesezmäßige Freiheit wiedergeben wolle, wie sie zu Gustav Adolphs Zeiten gewesen sey und fragte sie endlich: „ob sie sein Unternehmen, das auf das Beste ihres Vaterlandes und aller redlichen Schweden abziele, unterstüzen wollten?" Man antwortete mit Ja. Er band hierauf sein weißes Schnupftuch um den Arm und verlangte, wer ihm beistehen wolle, solle ein Gleiches thun, damit dieß zum Wahrzeichen bei entstehender Verwirrung diene. Alle thaten es, ausser der Major von Cederström nebst einem Kapitain. Diese weigerten sich dem König beizutreten und wurden in Arrest genommen. Man

schwor dem König sogleich den Eid der Treue nach dem Beispiel des Gardelieutenants von Lieven, der ihm zuerst ablegte. Während dem erschien der Oberstatthalter Graf Kalling einigemal auf dem Schloß. Seine Absicht war zur Vorbereitung auf gewaltthätige Ereignisse Scharfschüsse unter die Wache austheilen zu lassen. Doch unterließ er es, weil ihm alles hier verdächtig vorkam. Er suchte aber näher hinter die Sache zu kommen, und wollte in die Wachtstube eindringen unter dem Vorwand, daß er dem König wichtige Nachrichten zu bringen habe. Man verwehrte ihm aber den Eingang und er gieng unverrichteter Sache, aber mit Vermuthun-

gen und Ahndungen fort. Der König trat nun mit den Officieren heraus und die auf und abziehende Wache huldigte ohne Widerrede ebenfalls dem König. Die Sache des Königs fand hier um so weniger Widerstand, da die Meisten schon gestimmt waren. Gustav befahl darauf das Schloßthor mit Ketten zu sperren und niemand durch dasselbe aus oder einzulassen. Ein Theil der Wache mußte auf dem innern Hof unterm Gewehr bleiben. Der Generalmajor Graf Friedrich Horn übernahm die Bewachung des Schlosses und schikte den Hauptmann Aminoff nebst zehn andern Officieren ab dem Reichssenat die Degen abzufodern und Arrest anzukündigen.

Noch vor der Thür des Saals wollten einige von diesem Commando aus scheuer Furcht sich trennen, in dem nemlichen Augenblik rissen andere aber die Thüre auf. Ein Theil der Reichsräthe schien sich erst zu widersezen, doch ergaben sie sich endlich der Gewalt und alle Ausgänge des Saals wurden besezt. Gustav zog indessen zu Pferde an der Spize der übrigen Mannschaft nach dem Nordermarkt. Daselbst hielt der Major von König mit einem großen Theil der Leibgarde, die er sogleich zusammen beordert hatte und nun den Eid der Treue ebenfalls mit großem Freudengeschrei ablegte, nachdem Gustav die Versicherung, daß er nicht souverän zu seyn

verlange, hatte ablesen lassen. Merkwürdig sind die Worte, die Gustav sich verlauten ließ, indem er die Ausführung seines Unternehmens begann. „Wenn ich so unglüklich seyn sollte zu erliegen" sagte er zu einem Kammerherrn, „so melden sie meinem Bruder Karl, daß ich durch keinen Schweden fiel." Und zum Baron von Lieven, der bei dieser Gelegenheit ein Kommando Grenadiers anführte, sagte er: „Sollte es aufs Aeusserste kommen, so vergessen sie nicht, daß sie mit ihren Brüdern zu thun haben." Schonende Mäßigung und wohlwollendes Zutrauen zu seiner Nation geleiteten ihn also auf der gefährlichen Bahn und mit solchen

Gefährten konnte er beinahe nicht unglüklich seyn. Der Zug gieng nun nach dem Zeughof. Daselbst huldigte ihm das Artilleriekorps, auf seine erwähnte Versicherung. Hier ließ er Pulver und Blei unter die Truppen austheilen, Kanonen aufpflanzen und auch Geschüz in die Hauptstraßen und auf verschiedene Pläze der Stadt führen. Er nahm auf eben diesem Posten eine Art von Hauptquartier und ließ von da aus die erforderlichen Befehle, Ordres und Publikationen ausfertigen. Während dieser Auftritte sezte der geheime Ausschuß seine Sizung unwissend mit den gegenwärtigen Ereignissen und ruhig fort, bis der Oberstatthalter Baron von Rudbek

plözlich in die Versammlung trat und ausrief: „Die Freiheit ist in Gefahr.“ Man flüchtete bestürzt aus einander. Der Oberstatthalter wollte der Bürgerwache Befehle ertheilen, sie verweigerten ihm aber den Gehorsam. Eben so unwirksam blieb der Vorschlag des Generalmajors von Pechlin, sich der Insel Schiffholm, eines festen Postens und des Quartiers der Admiralität, zu versichern, weil der Schreken alle Entschlossenheit zerstreuet hatte. Alles ließ sich von dem Strom der neuen Veränderung hinreissen. Gustav begab sich nun bald zu Pferde bald zu Fuße von einer Gegend der Stadt zur andern. Von allen Seiten strömte das Volk herzu und begrüßte

ihn mit lautem Freudengeschrei. Ueberall fand er die gröste Bereitwilligkeit seinen Absichten beizustimmen. Ein sicherer Beweiß, wie verabscheuungswürdig sich die bisherige Regierung gemacht hatte und wie nahe ein offenbarer Bürgerkrieg war, wenn nicht Gustavs weise Mäßigung und überlegte Thätigkeit dieses drohende Uebel in eine heilsame Verbesserung des Staats und den gährenden Unwillen des Volks in patriotischen Eifer verwandelt hätte. Viele, auch selbst von den Widriggesinnten, fesselte mehr eine gewisse Verblendung, als übelwollende Herrschsucht. Weil man von keinem gemeinschaftlichen Interesse wußte, so beförderte jeder in dieser Ungewißheit

seinen eigenen Ehrgeiz oder seiner Parthei. Mit Gustavs aufgehender Weisheit fiel der Nebel der Verwirrung und man vereinigte sich. Die Admiralität auf dem Schiffholm, welche aus Furcht gegen die Senatsparthei die Brüken zur Vertheidigung hatte aufziehen lassen, ließ nun auf die Nachricht von Gustavs Unternehmen durch einen Officier ihm ihre Ehrfurcht und Unterwerfung erklären, indem sie sich niemand als ihm hätte ergeben wollen. Er wurde auch, als er sich dahin begab, mit allgemeinem Frohloken empfangen. Auf allen Schiffen im Hafen hiengen die Maste und Tauwerke voll Matrosen, die ihm ihre Freude zuriefen. Gu-

stav ließ nachdem seine neue königliche Versicherung auf verschiedenen Pläzen dem versammelten Volke ablesen, welche also lautete:

„Ich versichere hiermit, daß mein ein„ziger Vorsaz ist, meinem lieben Vater„lande wieder Ruhe zu verschaffen durch „Unterdrükung des Frevels, Abschaffung „der aristokratischen Macht und Wiederauf„lebung der uralten schwedischen Freiheit, „auch durch Herstellung der alten schwedi„schen Geseze so, wie sie vor 1680 gewe„sen sind. Ich entsage hierbei, wie ich „es bereits gethan habe, der zu verab„scheuenden königlichen souveränen Macht „oder sogenannten Souveränität und halte

„es izt, wie vorhin, mir zur größten „Ehre, der erste Mitbürger unter einem „rechtschaffenen und freien Volke zu seyn: „So wahr mir Gott helfe an Leib und an „der Seele. Stokholm d. 19 August 1772 „Gustav."

Um vier Uhr nachmittags begab er sich unter einem diken Gedränge und militärischer Bedekung zurük auf das Schloß. Wo er durchritt, dankte er der Menge, wovon einige sogar seine Stiefel küßten, mit freundlicher Mine und Winken für ihre Theilnahme und versicherte sie zu wiederholten malen, daß er sich ihrer Noth annehmen werde und sie frei machen wolle. Auf dem Schlosse befanden sich die Gesandten

der auswärtigen Höfe, die Gustav unter dem Vorwand: daß er sie vor möglichen Gewaltthätigkeiten sichern wolle, zu einem Mittagsmahl auf das Schloß hatte einladen lassen. Vermuthlich aber mehr deswegen, daß ihre Wirksamkeit bei der Sache auf alle Fälle verhindert würde. Denn da einige, wie es heißt, die Einladung ausschlugen, ließ Gustav diesen durch den Hofkanzler Wache vor ihren Hotels anbieten unter der höflichen Versicherung, ihre Sicherheit und Unverlezlichkeit zu bewahren. Diesen zweideutigen Vorschlag warteten sie aber nicht ab, sondern begaben sich ebenfalls auf das Schloß. Izt nach geschehener Hauptveränderung gab Gustav

diesen sämtlichen Herren Audienz, versicherte sie seiner besondern Aufmerksamkeit für ihre persönliche Sicherheit und insbesondere seiner unwandelbaren Freundschaft gegen ihre Höfe und stellte ihnen frei, ob sie nun noch länger auf dem Schlosse verweilen, oder wieder nach Hauße zurükkehren wollten. Sie begaben sich aber alle unverzüglich in ihre Wohnungen zurük. Um eben diese Zeit gieng der König auch in die bewachte Versammlung der Reichsräthe und kündigte ihnen ihre Amtsentsezung so wie auch die Fortdauer des Arrests an. Darauf ließ er den Einwohnern von Stokholm durch Herolde unter Trompeten- und Paukenschall verkündigen:

daß jedermann ruhig in seinem Hauße bleibe und die Thüren verschlossen halte, um Unordnungen und Verwirrungen vorzubeugen; daß Niemand andern Befehlen als seinen oder seiner Brüder gehorche, ausserdem man sonst ohne Rüksicht des Standes unausbleibliche Strafe zu erwarten habe. Zugleich wurde ein Manifest ähnlichen Inhalts an den gehörigen Orten angeschlagen. Mitten unter diesen Auftritten erfuhr der König auch, daß das upländische Infanterieregiment, welches der Reichssenat nebst dem südermannländischen zur Beförderung seiner Absichten nach Stokholm befehligt hatte, nicht mehr weit von der Stadt sey. Er sandte deswegen einen Staabsoffi-

cier ihnen entgegen, der nach einem Ritt von zwei Meilen die Truppen antraf. Ihr Anführer der Obristlieutenant von Cederström weigerte sich dem König zu gehorchen und es ward ihm der Degen abgenommen und er nach der Stadt gebracht, die Uebrigen schworen den Eid, und wurden zum Rükmarsch beordert. Mit dem Einbruch der Nacht wurden Mehrere von den Widriggesinnten durch verschiedene Commandos in Verhaft genommen. Unter andern der Oberstatthalter Baron von Rudbek, die Pröbste Wichmann und Kröger, die Bürgermeister Sundblad und Munthe der Sekretär des Bauernstandes Odhelius und der Distriktsrichter Engström. Der

General Graf von Hessenstein aber, der sich während der ersten Unruhen, nach Ablegung seines Degens auf das Schloß begeben mußte *), erhielt nun die Erlaubniß, es nach Willkühr wieder verlassen zu dürfen. Der Generalmajor von Pechlin entfloh zwar dem Verhaft in Stokholm, ward aber zu Jönkiöping eingeholt und gefänglich zurükgebracht.

Dieser merkwürdige Tag, an dem ausserordentliche Begebenheiten mit einer wunderbaren Ordnung geschehen waren, endigte sich nun mit einer ruhigen Nacht.

*) Weil er das Kommando nicht annehmen wollte, welches ihm der König auf dem Zeughof anbot.

Schweigende Stille herrschte auf allen Strassen der Stadt und alle Einwohner schienen in einem ungestörten Schlaf vergessen zu haben, was am Tage vorgegangen war. Nur Gustav schlief nicht. Mit ohngefehr funfzig Gardesoldaten und einigen freiwilligen Officieren patrouillirte er die Nacht hindurch. Denn wenn auch keine augenscheinliche Gefahr zu besorgen war, so schien doch sein Unternehmen Wachsamkeit zu erfodern. Der andre Tag ward eine Fortsezung des vorigen. Gestern hatte sich der König der Treue des Militärs als der vorzüglichsten Schuzwehr einer unsichern Majestät versichert, heute nahm er von den bürgerlichen Kollegien und Beam-

ten den Eid an. Der Stadtmagistrat, die funfzig Aeltesten der Stadt, die Bürgerschaft und alle Gerichtshöfe schworen ihm mit einer Bereitwilligkeit, welche anzeigte, daß der Königsname seit vielen Jahren zuerst wieder in seinem reinen und eigenen Werth gelte. Am feierlichsten war die Scene auf dem großen Markt, wo die Huldigung von der gesammten stokholmischen Bürgerschaft geschah. Der König war in Uniform zu Pferde, mit entblößtem Degen und seiner gewöhnlichen offenen edlen Mine, hinter ihm ein langes Gefolge von Kriegsbedienten, die Bürger unterm Gewehr, alle Fenster voll Zuschauer, einige tausend Menschen auf den Gerüsten der im

Bau befindlichen Börse. Jedermann schwieg und der König hielt mit lauter lebhafter Stimme eine wirksame Rede an die versammelte Menge. Die königliche Versicherung wurde abgelesen, das Volk beeidigte ohne Widerrede, daß es den Ständen und ihren Circularbefehlen nicht mehr gehorchen wollte und beschloß die Handlung mit hohem Freudengeschrei. Des Nachmittags ward den Ständen durch Herolde kund gemacht, bei Strafe für Feinde der Majestät und des Vaterlandes erklärt zu werden, sich den folgenden Tag um zwölf Uhr auf dem Reichssaal einzufinden.

So gieng auch der andere Tag der Revolution günstig vorüber und das Glük,

welches ihn, wie den vorigen krönte, wurde noch Abends durch erfreuliche; Nachrichten vom Prinz Karl aus Schonen und vom Prinz Friedrich aus Ostgothland erhöht. Karl berichtete, daß sich Christianstadt an den König ergeben habe. Er war mit seinen zusammengezogenen Truppen schon gegen diesen aufrühriſchen Ort angerükt, als er die Nachricht von dem Entschluß des Königs, seinen Entwurf ohne Verzug in Stokholm nun auszuführen, erhielt. Er laß den Brief seines Bruders den Truppen vor und sie huldigten demselben ohne Widerrede. Zu gleicher Zeit fand sich auch ein Officier von dem Kapitän Hellichius bei ihm ein mit der Versicherung, daß sich

derselbe an den König ergeben werde. Ein zerstükter Speciesthaler, von welchem Hellichius die eine Hälfte behielt, die andere Hälfte aber mit diesem vertrauten Officier absendete, sollte das Signal seyn, wenn die Aufforderung im Namen des Königs geschehe. Der Officier übergab seine Hälfte dem Prinz Karl und dieser ließ nun Christianstadt im Namen des Königs auffordern und bekräftigte seine Aufforderung mit diesem Merkzeichen. Sogleich wurden die Thore geöffnet und die Besazung unterwarf sich. Gustav erklärte in der Antwort an seinen Bruder zum Beweiß seiner Zufriedenheit das Regiment Prinz Friedrich, zu welchem die Besazung gehörte, für ein

königliches Leibregiment, den Kapitän Hellichius aber zum Obersten unter dem neuen Namen Gustavsköld. Prinz Friedrich versicherte eben so in seinem Berichte seine Ergebenheit und die Treue der Truppen in seiner Gegend, welche dem General und Landeshauptmann Duriez zu Derebrük, zu Helsingfors aber dem Prinzen gehuldigt hatten.

Nach dem schien sich der Gehorsam beinahe eher zu ergeben, als es verlangt wurde. Wie ein schnelles Gerücht durchlief die neue Veränderung das Reich, welches gleich als auf ein allgemeines Zeichen derselben einstimmig beifiel. Ein Korps, das nebst einem Artilleriepark ausgesandt

war, um verdächtige Bewegungen zu verhindern, kehrte ohne einen Schuß zu brauchen wieder zurük. Die königliche Majestät herrschte mit einer Gewalt, die nur den Souveränen eigen ist. Alles gehorchte ihr, alles befahl sie, keine andre Stimme galt nicht mehr. Wie groß war daher die Mäßigung Gustavs, der die weitreichende Gewalt, welche ihm die Nation izt als ein freiwilliges Opfer darbrachte, eben so freiwillig in bescheidene Grenzen einschränkte! Die unpartheiische Nachwelt selbst wird hierinnen die gerechte Bewunderung diesem Fürsten nicht versagen, der in einem Alter, welches den Ehrgeiz liebt und keine Fesseln dulten will, im Besiz

aller Macht einen unbedingten Willen auszuüben, und bei einem rastlosen Gefühl von Muth dennoch seinen Wünschen ein weises Ziel stekt. Seine vortrefliche Bildung, die er durch weise Erziehung erhalten hatte, zeigte sich in diesem Zeitpunkt seines Lebens in den schönsten Früchten. Mit dem reizbarsten Trieb nach Ruhm war Liebe des Vaterlands in gleicher Stärke in ihm vereinigt, daß er das Glük, diese gefährliche Verführung zum Uebermuth, welches bei der Ausführung seines Werks seine eignen Erwartungen übertraf, nicht zum Werkzeug der Eitelkeit sondern zum Besten des Reichs gebrauchte. Gustav hatte die Mittel in Händen, alle Schran-

ken seiner Majestät umzustürzen, jede Eigenschaft der schwedischen Verfassung auszurotten und seine Befehle zur Regel der Geseze zu machen. Allein er wollte nicht sowohl verändern als verbessern, und er gab den 21 August in der Versammlung der Stände mit Grosmuth dem Reich seine Rechte wieder, nachdem er nur seinen gehörigen und billigen Antheil davon sich zugeeignet hatte. „Gott hat mein Werk gesegnet" sagte er in der Rede, die er in dieser Versammlung hielt, „und ich habe auf einmal in meines Volks Gesinnungen den Eifer für das Vaterland aufleben gesehen, der vormals in Engelberts und Gustav Erikson's Herzen gebrannt hat.

Alles ist glüklich abgelaufen, und ich habe mich und das Reich ohne eines einzigen Mitbürgers Gefahr frei gemacht.“ Nach geendigter Rede mußte der Staatssekretär die neue Konstitution vorlesen, welche Gustav darnach zuerst unterschrieb. Er fragte darauf die Stände, ob sie sich mit ihm dieser Verfassung in allen Stüken forthin unterwerfen wollten? Alle antworteten mit einem einstimmigen Ja. Der Landmarschall und die Sprecher unterzeichneten sich ebenfalls und die übrigen Anwesenden schworen den Eid. Gustav hatte nun die Freude, den längstgewünschten Preiß seiner Bemühungen errungen zu haben. Zum erstenmal sahe er wieder Einigkeit in der

Reichsversammlung und Ehrfurcht gegen seine Befehle, nachdem er den Partheigeist bezwungen hatte. Aber seine Thätigkeit ruhete nicht aus, unermüdet arbeitete er fort, theils um das alte Uebel auszurotten, theils seine angefangene Schöpfung weiter auszubilden und fester zu gründen. Die aufgepflanzten Kanonen wurden zwar nun wieder in den Zeughof gefahren und alle kriegerische Anstalten aufgehoben, aber er verbot bei unvermeidlicher schwerer Ahndung: daß niemand, wer und welchen Standes er auch sey, sich mit dem gefährlichen Partheinamen Hut oder Müze hinfort benenne, um den Verfolgungsgeist, dieses Ungeheuer, ganz auszurotten. Den fol-

genden Tag entließ er alle Reichsräthe sowohl ihrer Dienste als ihres Arrests und bildete sich nun einen Senat nach seinem eigenen Gutbefinden, in den er wenige Tage darauf theils von den eben Verabschiedeten, theils aus den ehemals Abgesezten, theils selbst von den Widriggesinnten einige wieder berief. Den 23 Aug. als auf dem Sonntag wurde in allen Kirchen Stokholms ein Dankfest gehalten, und der König stimmte selbst in der Hauptkirche den Ambrosianischen Lobgesang an. Zum Zeichen der Ehrfurcht gegen den König aller Könige nahm er während des Gesanges die Krone vom Haupte, mit welcher er geschmükt auf einem Throne saß.

Das Feuer der Kanonen, große Cour und öffentliche Tafel bei Hofe vermehrten die Feierlichkeit dieses Festes. Jeder dieser Tage hatte seine Rolle bei dem damaligen Schauspiel und zeichnete sich durch eine Wirkung der Revolution aus. Auf den 25ten August fanden sich die Stände vermöge königlichen Befehls wieder in den Reichssaal ein. Der König war selbst allda gegenwärtig, wohin er von den vornehmsten Hofleuten, von der Leibwache und den Reichsräthen begleitet worden war. Er saß in seinem königlichen Schmuke auf dem Thron, verlangte durch zween Schläge mit einem silbernen Stabe Stille und kündigte darauf in einer kurzen Rede den

Schluß des Reichstags an. Dieser sey um desto nöthiger, sagte er, da die Versammlung schon eine Zeit von vierzehn Monaten gedauert habe. Nach so vielen Erschütterungen und vielfältigen Absichten finde nunmehr nur ein Zwek Statt, nemlich das Wohl des Reichs, dieses sey aber so bedrängt, daß man nicht sowohl langwierige Berathschlagungen darüber pflegen, als vielmehr schnelle Hülfsmittel ausüben müsse. Ehe sie aber aus einander giengen, sollten sie ihm über drei Hauptsäze, welche er ihnen wegen den Bedürfnissen des Reichs vorlegte, binnen vierzehn Tagen ihre Meinungen und Beschlüsse sagen. Es wurden auch in eben

dieser Versammlung einige Reichsräthe in Pflicht genommen und nach geleistetem Eid zum Handkuß des Königs gelassen. Ueberhaupt waren die Eidesleistungen das Wichtigste in Stokholm, wodurch sich diese Tage auszeichneten. Verschiedenen angesehenen Personen erließ Gustav den Eid mit der schmeichelhaften Erklärung: Sie wären Schweden und ihr bloßes Wort sey ihm genug. Dieses günstige Zutrauen war eben so weise nach seiner Wirkung berechnet, als der Inhalt des Huldigungseides, nach welchem jeder nicht allein die neue Regierungsform vom 21 August mit Leib und Blut zu vertheidigen, sondern auch jede ge-

heime Bewegung dawider sogleich und bei Zeiten zu entdeken versprechen mußte.

Ueber den Maasregeln in der Hauptstadt vergaß aber auch Gustav nicht die übrigen Theile des Reichs. Ueberall giengen königliche Befehle aus, um der neuen Regierungsform allgemeine Annahme zu verschaffen. Prinz Karl erhielt den Oberbefehl in Schonen und den angrenzenden Provinzen und den Auftrag, niemand ohne königlichen Paß über die Grenzen auswärts gehen noch einen Fremden ohne Erlaubniß des Königs in jenen Landschaften bleiben zu lassen. Der General Ramsay eilte nach Stralsund ab, wo die verwittbete Königin angelangt war, und übergab mit

dem weissen Tuch am linken Arm, dem merkwürdigen Wahrzeichen des 19ten Augusts, die vollständigen Nachrichten von der neuen Staatsveränderung und den Auftrag an dieselbe ab, die Huldigung vom schwedischen Pommern im Namen ihres Sohns einzunehmen. Sogleich wurden Anstalten in Stralsund dazu getroffen. Den 31 August erhob sich die Königin vormittags in einem offenen Wagen auf den Neumarkt, wo die Besazung in Parade stand. Hier stieg sie aus, gieng geführt von dem Grafen von Schwerin die ganze Fronte hinunter und übergab dem Kommendanten die königliche Verordnung. Darauf legten der Gouverneur, der Kom-

mendant und die sämtlichen Officiere den Eid in schwedischer, die Regimenter aber in deutscher Sprache ab. Der Gouverneur selbst stimmte den Freudenruf an: Es lebe der König — indem er den Degen schwung. Das Feuer der Kanonen und andere Lustbarkeiten verherrlichten auch diesen Tag. So lebte Ordnung und Ehrfurcht gegen die verneuerte Majestät bis an die äussersten Enden des Reichs auf, und Gustav war nun der Vereinigungspunkt, von dem die allgemeine Thätigkeit ausgieng und zurük wirkte. Der Oberste Sprengtporten nahm die Huldigung der Truppen in der Vestung Schwedenburg in Finnland an, sobald er von

dem König die nahe Revolution erfuhr, und eilte, da er sein ganzes Korps wegen widriger Winde von der Insel Aland nicht überschiffen konnte, wenigstens mit 500 Mann nach Stokholm, um seinem König bei der Hand zu seyn. Demungeachtet kam er zu spät, und alles war schon geschehen. Der König ritt ihm vor der Stadt entgegen, empfieng ihn sehr gnädig und ernannte diesen thätigen Officier in Gegenwart der Truppen zum Kommandeur des Schwerdtordens und wenige Tage darauf zum General und Chef des Leibgarderegiments. Die Mannschaft aber ward unter die Besazung von Stokholm vertheilt. Ueberhaupt äusserte Gustav seine Dankbar-

keit gegen alle, die ihm bei seinem Unternehmen näher beigestanden hatten, entweder durch seine Beredsamkeit oder durch andere Zeichen seiner königlichen Gnade. Alle Officiere der Garde wurden um einen Grad erhöht und sollten zum Andenken, daß der König und sein Gefolge an jenem entscheidenden Tage weisse Tücher um den linken Arm trugen, an Gallatagen mit einem weissen Bande um den Arm erscheinen. Zwölf Unterofficiere, die eben damals die Wache auf dem Schloß gehabt hatten, erhielten jeder 100 Daler Silbermünze jährliche Pension und eine silberne Medaille mit der Erlaubniß dieselbe an einem blauen Bande im linken Knopfloche zu tragen.

Die Stokholmische Bürgerschaft erfuhr ebenfalls die Beweise der Zufriedenheit des Königs mit ihrer bereitwilligen Geneigtheit. Sie erhielt das Vorrecht, von des Königs eigner Person auf dem Rathhauß, daß ihre Officiere in Zukunft die schwedische blaue militärische Uniform und Kokarde nebst einem Tressenhute tragen durften und sowohl 15 goldene als 50 silberne Medaillen wurden unter sie ausgetheilt. Der Gardelieutenant Baron von Lieven, der die erste Rolle bei jenen wichtigen Auftritten *) spielte, wurde zum französischen Obristlieutenant ernannt. Seine beiden Brüder erhob er zu Herzogen, den ältern

*) am 19ten Aug.

von Südermanland, den jüngern aber von Ostgothland und kaufte für sie die Güter Tullgarn und Rosersberg. Grosmuth und Menschenliebe schienen bei allen Veranlassungen in Gustavs Handlungen zu wetteifern. Mitten unter den Sorgen der Wachsamkeit und der unablässigen Anstrengung am 19ten Aug. dachte er an die Nothleidenden und ließ 3000 Liespfund Mehl unter die Armen austheilen, welche Spende auch jährlich an diesem Tage zum Andenken wiederholt wird. Die Beleidigungen, welche ihm ehemals die Widriggesinnten zufügten, hatten keine Spur von Rache in ihm zurükgelassen. Er versprach izt in vielen Ankündigungen wegen des Vergange-

nen eine völlige Vergessenheit und ließ alle, die bei dem ersten Ausbruch der Revolution in Verhaft genommen worden waren, in Freiheit sezen, bis auf den General Freiherrn von Pechlin, der noch fünf Monate sizen muste, ehe er losgelassen wurde. Er ahmte izt das Beispiel des römischen Augusts nach, der allen vergab, welches er als Kronprinz beim Unterricht in der alten Geschichte einstens so sehr bewunderte. Zu Anfange des Septembers entließ endlich Gustav die Reichsstände auf sechs Jahre, da sie sonst alle drei Jahre zu einem Reichstag sich versammelten. Sie hatten in der lezten Versammlung ihre Verwilligungen wegen den Finanzzustand des

Reichs erklärt und durch ihre Sprecher ihre größte Zufriedenheit mit des Königs neuer Regierungsform bezeigt. Besonders hielt der Landmarschall Graf Löwenhaupt eine ausgezeichnete Lobrede darauf, und bat auch beim Abschied, den die Reichstagsabgeordneten auf dem Schlosse nahmen, bei dem König um Erlaubniß, daß die Stände eine Medaille auf diese Begebenheit schlagen dürften.

So stand nun Gustav erhoben über die Ungewitter, die sich zu seinen Füssen zerstreuten. In eben dem Augenblike, da er den Entwürfen des Ehrgeizes unterliegen sollte, wandte sich das Glük und schwang ihn über das Schiksal seiner Vorweser em-

vor. Ein neuer Zeitraum begann nun in Schwedens Geschichte und der Glanz der königlichen Majestät, der ein halbes Jahrhundert von den Anmaßungen eines ausschweifenden Freiheitssinns umwölkt war, trat in einem verherrlichtern Aufgang wieder hervor. Mehrmals war während dieser berüchtigten Epoche die bedrängte Hoheit des Königs auf dem Wege gewesen, ihre unrechtmäßigen Schranken zu durchbrechen. Jedesmal verunglükten sie und blutige Hinrichtungen derer bezeichneten diese Versuche, welche sie zum Vortheil des Hofs gewagt hatten. Unter Gustav III vereinigten sich aber mehrere Umstände, die ihm sein Unternehmen gelingen ließen. Durch die hef-

tigen Erschütterungen der Uneinigkeit sank die bisherige Staatsverfassung unter ihrer eignen Last. Die Glieder, die die Kette der Einschränkung gegen den König bildeten, rangen selbst gegen einander. Die ehemals furchtbare Vereinigung der Stände sowohl als des Reichssenats vereinzelte sich so, daß jeder Theil wider den andern stritt. Viele die die Veränderung des Königs hätten verhindern können, wurden daher durch ihre eignen Angelegenheiten davon abgehalten, weil sie alle Aufmerksamkeit anstrengen mußten, ihr eigenes Wohl gegen die Erbitterung der Gegenparthei zu vertheidigen. Eine drükende Theurung, die gerade zu der Zeit hinzukam, trieb das Misvergnügen des Volks zu heftigen Wünschen einer Veränderung hinauf und Gustav hatte

gerade den Grad von Entschlossenheit, um auf den rechten Zeitpunkt durchzubrechen, da die Begebenheit zu Christianstadt das Lermzeichen gab. Es hatte die doppelte Gefahr eines ausgebrochenen Aufruhrs sowohl, als eines Wagnisses von Seiten des Königs einen Theil von den Großen des Reichs in soweit wieder vereinigt, daß sie den Vortheil des gegenwärtigen Zeitpunkts auf ihre Seite zu lenken suchten, wenn nicht Gustavs schnelle Gewandtheit ihnen unerwartet das Ruder entrissen hätte. Er bemächtigte sich des Militärs, des gefährlichen Werkzeugs ausserordentlicher Staatsbewegungen, ehe es in unrechte Hände kam. Geld und schmeichelhafte Vorstellungen verfehlen bei den Meisten ihren Zwek nicht, die blos der Leitung

folgen, und die vorzügliche Liebe, womit der größte Theil der Nation Gustav III. anhieng, gab dem Gemeingeist, der noch in unruhiger Ungewisheit schwankte, auf einmal die Richtung nach Gustavs Absichten zu. Wenn auch die Senatsparthei solche Gegenanstalten dennoch gemacht hatte, daß sie die Sache zu einer blutigen Entscheidung bringen konnten; so zerstörte die Ueberraschung ihren Plan. Gustav hatte sich der bewafneten Gewalt bemeistert, ehe sie es erwarteten und gebrauchte sie, da sie noch durch bloße Drohungen und Machtsprüche zu herrschen glaubten. Aber in seiner Hand wurde dieses furchtbare Mittel ein Werkzeug der Ruhe. Die Herrschsüchtigen, die ihre Kraft verloren hatten, waren nun ohnmächtig und der übrige Theil der Nation befand sich gerade

in einer unwilligen Unbestimmtheit, daß man sich mit Beruhigung in eine Veränderung fügte. Hatte aber Gustavs Klugheit diese Staatsumformung bewirkt; so erwarb er sich durch grosmüthige Mässigung auch Zufriedenheit mit derselben bei seiner Nation und den Beifall von Europens Fürsten. Er gebrauchte nicht den glüklichen Wechsel, wie Karl XI. Dieser veränderte die eigenthümliche Verfassung des schwedischen Reichs, unterwarf die Reichsräthe, die den Königen bisher zur Seite gestanden hatten, seinen Befehlen, daß sie alsdann wirklich königliche Räthe hießen und verwandelte die Regierung in eine Monarchie. Der Misbrauch aber, den sein Sohn Karl XII. von dieser Eigenmacht sich erlaubte, erfüllte die Gemüther mit Abscheu

wider dieselbe. Dieser Umstand und die hingebende Gleichgültigkeit der Nachfolgerin Ulrike Eleonore vermogten es, daß man die königliche Majestät so hart einschränkte (1720). Bald mischte sich ein feindseliger Ehrgeiz in die Sache und Schwedens Könige mußten ihre Regententugenden dem Willen herrschsüchtiger Partheien aufopfern. Die Uneinigkeit einer so vielsinnigen Regierung vereitelte den Flor des Reichs und machte ihre eigene Gemeinschaft unmöglich. Dennoch hatte man den König es zur Pflicht gemacht dafür zu sorgen. Gefühl dieser Pflicht bewog daher Gustav III. als Mittler zwischen der Freiheit und den Rechten der Krone aufzutreten. Aber er mußte sich die Gewalt dazu erst wieder erwerben, die man ihm, wie

seinen Vorwesern, genommen hatte. Er schied nun den Misbrauch von der eigentlichen Bestimmung der Freiheit, die ängstliche Eifersucht von dem wahren Gefühl derselben und hob die Regierungsform von 1720 gänzlich auf. Denn aus den Fehlern dieser schwankenden Verfassung waren eben die Uebel entsprossen, die sich izt so gefährlich zeigten. Er veränderte nicht die uralte eigentliche Form des Reichs, sondern nahm sich nur das Recht wieder ein Staatswerk zu regieren, das sich eine Weile hatte selbst regieren wollen. Die Stände behielten das Recht für das Volk ungescheut das Wort zu reden, aber sie durften nur dann ihre Einwilligung den Vorschlägen des Königs verweigern, wenn sie den Vermögen des Reichs gänzlich zuwider seyn soll-

ten. Die Reichsräthe blieben in ihrer Würde, nur war ihr Rath hinfort der Prüfung und dem Gutachten des Königs unterworfen. Die Majestät war blos in ihre natürlichen Rechte wieder getreten, das Reich nach dem Willen des Volks und nach weisem Rath, aber durch eigne Kraft und allein zu beherrschen.

Großer Gedanke eines Fürsten, der sich nur darum mehr Macht verschaft, um nach den Gesezen regieren zu können, der nur thätig ist, um die Wünsche und das Beste des Landes zu befriedigen. Wie rein und uneigennüzig müssen seine Absichten seyn, wenn er seinen Willen dem Rath und der Einwilligung seiner Nation selbst unterwirft. Edler hätte Gustav seine Freiheit nicht anwenden können. Er schien nur des-

Bayerische Staatsbibliothek München

wegen die Schranken der Fügung niedergerissen zu haben, um den Wirkungskreis seiner glänzenden Tugenden zu erweitern. Die Regierung war nunmehr sein Werk und jede gute Einrichtung trug mit Wahrheit das Gepräge ihres Stifters. Seine Thaten und Verdienste um das Reich sind die gröste Lobrede auf ihn und wir treten nun dem Gemählde näher, das uns dieselben schildert.

Ende des ersten Theils.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

1+2 = 1000.-
13.7.83

H. Heinrich
BUCHBINDEREI · EINRAHMUNGEN
84056 Rottenburg
Telefon 087 81 / 15 77

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gustav III., Schweden, König, 1746-1792 [Dargestellte Person] [Sonstige]

Gustav III. König von Schweden

Bd.: 1.

Chemnitz (1793)

H.sept. 74-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10451748-7
VD18 80017932